Westermeyer

Der sprachliche Schlüssel

oder

die semitisch-ursprachliche Grundlage

der griechischen Deklination

und

der indogermanischen überhaupt.

Von

Ant. Bernard Westermeyer.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1890.

Münster i. W., Prinzipalmarkt 1. — Osnabrück.

Einleitung.

Das geschätzte Werk des französischen Priesters Vigouroux: Die Bibel und die neueren Entdeckungen, übersetzt von Ibach, bietet im 8. Kapitel des 1. Bandes eine Abhandlung über die primitive Einheit der Sprache. Da wird zunächst über die Sprache im allgemeinen nach Max Müller gesagt: „In der staunenswerten Fruchtbarkeit der Hervorbringung der Laute und in der instinktiven Auslese solcher Wurzeln, die nachher besondere Stämme bildeten, können wir die vollkommenste Erklärung der Verschiedenheit der Sprachen finden, die alle aus einer und derselben Quelle entsprungen sind. Wir können begreifen, nicht bloß, wie die Sprache sich gebildet hat, sondern auch, wie sie sich notwendig in einen Haufen von Dialekten teilen mußte, und wir kommen zu der Überzeugung, daß, was auch immer für Verschiedenheiten in den Formen und Wurzeln der Dialekte der menschlichen Sprache bestehen mögen, man von dieser Verschiedenheit kein bindendes Argument gegen die Möglichkeit des gemeinsamen Ursprunges dieser Sprachen entnehmen könne."

Dann werden nach Meignan, Bischof von Châlons, die Resultate der Linguistik über die Beziehungen der indo-europäischen Familie zur semitischen gegeben:

„Niemand denkt heutzutage mehr daran, das Sanskrit vom Hebräischen, oder das Hebräische vom Sanskrit abzuleiten. Die einzige Frage, die man stellen kann, ist die, zu wissen, in welcher Bildungsperiode das Sanskrit und Hebräische mit einander vermischt werden konnten, um nur eine Sprache zu bilden. Während mehrere bedeutende Gelehrte jede Ähnlichkeit zwischen den beiden Sprachen leugnen und folglich jede Gemeinsamkeit des Ursprungs, haben andere so viel gemeinsame Elemente in der arischen und semitischen Sprache zusammengefunden, daß es in der That schwer ist, dem Zufall dieses zahlreiche Zusammentreffen zuzuschreiben."

„Es ist jetzt evident, daß die Trennung jener beiden Sprachfamilien sich schon lange Zeit vollzogen hatte, ehe sie Sprachen mit Flexion geworden sind. (?) Folglich kann man ihre Beziehungen zu einander nicht in ihrem Deklinations- und Konjugationssystem suchen wollen, noch in ihren Suffixen und Präfixen, die nach der Periode der Agglutination ihre phonetische Integrität verloren haben, sowie ihre eigentümliche Bedeutung. Es findet zwischen dem Hebräischen und dem Sanskrit nicht dieselbe Art von Beziehungen statt, wie z. B. zwischen dem Sanskrit und dem Griechischen; und wenn man annehmen darf, daß das letztere aus dem Sanskrit entsprossen ist (oder vielmehr aus der nämlichen Sprache wie das Sanskrit) zur Zeit seiner Flexion, so kann man dasselbe von dem Hebräischen nicht sagen.“

„Wir sind also dahin gelangt, uns zu fragen, ob die semitischen und arischen Sprachen identisch gewesen seien zur Zeit ihrer Agglutination. Nach Max Müller kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Die Trennung der zwei Sprachen hat der Sekundär-Periode der Sprache vorausgehen müssen. Denn nicht nur die Worte, die jetzt ohne Bedeutung sind und in Formativsilben oder abgeleitete umgebildet sind, unterscheiden sich in beiden Sprachen, sondern was noch mehr charakteristisch ist, selbst auch die Art und Weise, wie diese Silben mit dem Wurzelwort verbunden sind, unterscheidet beide Sprachen. In den arischen Sprachen sind die Silben für die Formation der abgeleiteten an das Ende des Wortes gesetzt; in den semitischen Sprachen findet man sie am Anfange und am Ende des Wortes zugleich.“

„Es bleibt also noch übrig, die Identität der semitischen und arischen Sprachen in ihrer ersten Periode zu suchen: in der des Monosyllabismus. Auch dann werden wir einer Schwierigkeit begegnen. Alle Wurzeln der arischen Sprache sind einsilbig und in dem jetzigen Zustande der semitischen Sprachen sind alle Wurzeln derselben aus drei Buchstaben zusammengesetzt. Demnach muß man annehmen, daß die Identität der beiden Sprachen jener Periode vorausgegangen ist, in welcher die semitischen Sprachen die drei Buchstaben als Wurzeln angenommen haben. Indem wir die Identität der semitischen und arischen Sprachen in eine so entfernte Epoche verlegen, muß man auf die Hoffnung verzichten, zahlreiche Proben dieser ersten Einheit aufzufinden. Was ist in unseren Flexionssprachen von dem geblieben, was sie zur Zeit der reinen Einsilbigkeit gewesen sind? . . . . Man wird nur eine kleine Zahl zusammenfallender Worte finden. . . . Viele gemeinsame Wurzeln der semitischen und

arischen Sprachen mußten verloren und vergessen werden im Laufe der Zeiten. Andere Wurzeln konnten sich nach der Trennung der Gruppen bilden. Die Bedeutung der Wurzeln ist notwendig vag. (?) Die Verschiedenheit der Dialekte hat die Bedeutung geändert und die Orthographie der Wurzeln hat die erste Identität oft unkennbar gemacht. Die arischen Sprachen zeigen uns, wie sehr die gutturalen, die dentalen und labialen Konsonanten das Ganze leicht verändern. Die Hauptbuchstaben sind oft einer für den andern gebraucht. Wenn die Unterschiede, welche in der Sphäre der einfachen Dialekte erscheinen, so bedeutend sind, so darf die Entfernung zwischen dem Wesen einer Sprachenfamilie und der einer anderen noch viel größer sein. Ja noch mehr: wenn man behauptet, daß die einsilbigen Sprachen keine Alteration in der phonetischen Integrität und in der Bedeutung ihrer Wurzeln erlitten haben, so stellt man eine Hypothese auf, die durch die Thatsachen widerlegt ist. . . . Wenn aber die in den einsilbigen Sprachen in Gebrauch befindlichen Wörter, die nur aus einem Konsonanten und einem Vokale bestehen, solche Wandlungen aufweisen, so muß man erwarten, daß man in den Wurzeln zweier Sprachen, die die Epoche der Agglutination hinter sich haben und Flexionssprachen geworden sind, deren noch viel bedeutendere findet."

„Besteht also in dem jetzigen Zustande der Sprache gar keine Beziehung zwischen dem Sanskrit und dem Hebräischen, und müssen wir sagen, daß diese Sprachen zwei Formen der menschlichen Sprache repräsentieren, die heutzutage gänzlich unabhängig von einander sind? Es wäre voreilig, eine solche Behauptung aufzustellen, im Angesichte der Versuche von Gelehrten, die wie Ewald (und andere) zahlreiche Annäherungen zwischen der arischen und semitischen Sprache nachgewiesen haben (durch Wurzelvergleichung!)."

Nach diesen Auseinandersetzungen macht Vigouroux den genügsamen Schluß:

„Es genügt uns übrigens, wie wir mit Meignan schließen wollen, zu wissen, daß die primitive Identität der semitischen und arischen Sprachen nicht unmöglich gewesen ist, als der Monosyllabismus noch in beiden Sprachen herrschte. Wenn man auch nicht mit Hülfe der Philologie diese Identität in rigoroser Weise feststellen kann, so hat man doch auch keinen Grund, sie zu bekämpfen. —

Die historischen Zeugnisse der Bibel bleiben in ihrer ganzen Autorität. Von dem gegenwärtigen Stand der menschlichen Sprache

auf den primitiven Zustand zurückzukehren, mit Hülfe bloß grammatischer Gesetze, wäre ohne Zweifel ein tollkühnes Unternehmen. Die Verwirrung der Sprachen ist in der Genesis erzählt als ein wunderbares Ereignis. Deshalb darf man nicht erwarten, daß man darüber durch eine ganz natürliche Erklärung Rechenschaft geben könne. Das Unbekannte, das Geheimnisvolle läßt und muß auch hier wie in allen Entstehungsgeschichten, der wunderbaren Hand Gottes einen weiten Spielraum lassen. So ist es jetzt, so wird es allezeit bleiben."

Anmerkung. Es ist hier wiederholt die Bezeichnung: arische Sprachen gebraucht für indogermanische. Die Bezeichnung: „Indogermanisch" ist ja schlecht genug, deshalb hat man sie auch durch Indo-europäisch oder Mittelländisch zu ersetzen gesucht. Aber das ist ebenfalls unpassend. Dagegen halte ich „Arisch" für geradezu falsch, weil diese Bezeichnung nur dem Stamme Madai, d. h. den asiatischen Indogermanen gebührt. Der einzige Ausdruck, der allseitig befriediget, ist „japhetitisch", weil er genealogisch ist. Denn die Völkertafel 1. Mos. X beweist, daß die Nachkommen des Japhet mit den sog. Indogermanen dieselben sind.

Wert der Sprachvergleichung.

Daß die Semiten und die Indogermanen oder Japhetiten vor dem babylonischen Turmbau dieselbe gemeinsame Sprache gehabt haben, sogar mit Einschluß der übrigen Völker, d. h. der Chamiten, lehrt die heil. Schrift. Ich lasse mich auf außer-noachische Völker nicht ein, weil sich alle Völker aus der noachischen Völkertafel genügend erklären. Hier handelt es sich nun um den wissenschaftlichen Beweis, der wesentlich durch die Vergleichung der Sprachen geliefert werden muß. Da haben wir nun aber eben gehört, daß die gelehrten Sprachforscher verschiedener Ansicht sind. Einige behaupten, daß man das Semitische und Indogermanische gar nicht vergleichen könne, daß diese Sprachen gar keine Verbindung hätten, ohne Zweifel aus dem Grunde, weil die Semiten und Indogermanen wenigstens zwei verschiedene Menschenarten sein sollten. Die anderen, welche den gemeinsamen Ursprung der genannten Sprachen zugestehen, machen aber das Zugeständnis durch ihre Einschränkungen wieder fast wertlos. Sie behaupten, daß das Semitische und Indogermanische in der Flexion, d. h. in Deklination und Konjugation, und weiter auch in der Agglutination der Ableitungssilben, d. h. in der Wortbildung, nicht verglichen werden könnten, weil in diesen Stücken keine Übereinstimmung, ja keine vergleichbare Ähnlichkeit, sondern durchgreifender Widerspruch bestände. Eine dreiste Behauptung. Das einzige, was sie zur Vergleichung übrig lassen, sind die einfachen, nackten Wurzeln. Aber auch das ist noch zu viel. Denn da die semitischen Wurzeln in geschichtlicher Zeit durchweg zweisilbig sind, dagegen die indogermanischen samt und sonders einsilbig sein sollen, so müssen sie die Vergleichung in die graue Vorzeit eines sprachlichen Monosyllabismus zurückschrauben. Somit ist das dürftige Ergebnis der Wurzelvergleichung ja begreiflich gemacht. Woher mögen wohl die Gelehrten den Monosyllabismus wissen? Es war überhaupt mißlich, daß man die Vergleichung auf die Wurzeln einschränkte. Denn die etymologische Untersuchung der Wörter, zumal der nackten Wurzeln, hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und ist

deshalb offenbar sehr unzuverlässig. Und nun noch sogar einsilbige Wurzeln. Wenn nun Vigouroux die Zahl der Wurzeln noch auf 500 angiebt, so bleibt ja ein reichlicher Stoff der Vergleichung, wenn aber andere nur 100 oder 20 oder noch weniger annehmen, so würde auch die angebliche Übereinstimmung für mich wertlos. Denn wen soll es von der Übereinstimmung der Sprachen überzeugen, wenn man bei dem bunten Wechsel der Vokale und Konsonanten auch eine ganze Reihe sog. einsilbiger Wurzeln mit Hülfe etymologischer Künste schließlich für übereinstimmend ausgiebt? Das gilt umsomehr auf einem Gebiete, wo die Einsilbigkeit doch nicht ohne Einschränkung behauptet werden kann. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß Vigouroux auf den thatsächlichen Beweis der Übereinstimmung verzichtet und sich mit dem Bewußtsein begnügt, daß die primitive Identität der semitischen und indogermanischen Sprachen nicht unmöglich gewesen sei zur Zeit des Monosyllabismus. Dieses Urteil ist der Ausdruck des äußersten Verzichtes. Dadurch wird freilich das Ansehen der hl. Schrift noch nicht verletzt, aber es wird doch Abstand genommen, auf wissenschaftlichem Wege für die Wahrheit der hl. Schrift eine Stütze zu gewinnen. Deshalb ist es ganz begreiflich, daß Vigouroux es für unmöglich hält, mit Hülfe der Philologie die Identität der semitischen und indogermanischen Sprachen festzustellen oder von dem jetzigen Zustand der menschlichen Sprache auf den primitiven Zustand mit Hülfe bloß grammatischer Gesetze zurückzukehren. Ja, Vigouroux nennt das geradezu ein tollkühnes Unternehmen und ist der Ansicht, daß die wunderbare Sprachverwirrung hier den Weg versperre, wohl gar für immer. Aber das ist doch zu viel gesagt. Denn ohne das Wunder der Sprachverwirrung zu verkennen, muß man doch zugeben, daß dieselbe eben in ihrer Wirkung auf die Sprache eine sehr natürliche Seite hatte. Und so ist ja die Sprachverwirrung nicht ein Hindernis, sondern sogar gerade die Vorbedingung der vergleichenden Sprachforschung. Also, lassen wir uns nicht bange machen; die Sache liegt nicht so schlimm. Gehen wir getrost und ruhig an das tollkühne Unternehmen! —

Stand der Frage.

Bei Vergleichung zweier Sprachen können natürlich alle Teile der Sprache in Betracht gezogen werden. Das Gewicht fällt notwendig auf die Hauptteile: Die einfachen Wurzeln, die Wortbildung durch ableitende Silben, die Abänderung oder Biegung durch Deklination und Konjugation. Die Gelehrten wollen nun bei Untersuchung der semitischen

und indogermanischen Sprachgruppe die Vergleichung der Wurzeln meistens gelten lassen, beschränken sie aber zudem noch auf die einsilbigen Wurzeln. In betreff der beiden anderen Stücke wird die Möglichkeit der Vergleichung bestritten. Daraus folgt die beschämende Thatsache, daß unsere blühende Sprachforschung in dieser nächstliegenden und wichtigsten Frage — man sagt es nicht gerne — nichts geleistet hat. Man kann sogar behaupten, daß sie einen Rückschritt gemacht hat durch die Einschränkung auf die einsilbige Wurzel. Denn daß man Semitisch und Indogermanisch (namentlich Lateinisch und Griechisch) in den Wurzeln vergleichen könne, war doch schon die Überzeugung und Übung der alten Philologen. Von der Wurzelvergleichung muß man bekennen, daß sie auf den Grund geht und daß sie auch bei der Vergleichung des Semitischen und Indogermanischen ergiebig und fruchtbar ist; nur darf sie sich nicht unnötiger Weise Schranken setzen. Doch ist und bleibt die Etymologie eine neckische Wissenschaft und hat einen schlüpfrigen Boden. Daher ist Vorsicht und Umsicht sehr geboten.

Die anderen Stücke der Vergleichung sind Wortbildung und Biegung. Wenn ein Botaniker in seinem Fache die Wurzeln untersucht, so ist das schön und oft notwendig, aber edler und höher ist doch die Untersuchung der Zweig- und Blattbildung. Am höchsten steht die entscheidende Untersuchung der Blüte. Die Wortbildung entspricht der Zweigbildung, die Biegung der Blüte. Darum soll man diesen Stücken auch in der Sprachvergleichung einen höheren Wert beilegen. Diese höhere Bedeutung zeigt sich in der weiteren oder allgemeinen Geltung der bezüglichen Gebilde. Denn jede Wurzelvergleichung hat es immer nur mit einem Einzeldinge für sich zu thun. Dagegen bei der Wortbildung sind die Ableitungssilben Gegenstand der Untersuchung, die ganzen Gruppen von Wörtern gemeinsam sind, aber ihre Zahl ist doch noch sehr groß. Noch allgemeinere Geltung haben die Biegungsendungen, welche einerseits sozusagen in gleicher Gestalt alle Nomina umfassen, andererseits alle Verba. In dieser Abstufung ist die größere oder geringere Einfachheit und Leichtigkeit der Vergleichung begründet. Habe ich eine Wurzel erklärt, so ist das ein Ding für sich, habe ich aber eine Ableitungssilbe erklärt, so gilt dieselbe für eine ganze Gruppe. Die höchste Geltung haben die Biegungsendungen. Hier genügt die Erklärung der Biegung eines einzigen Nomens, um die Biegung nicht nur dieses einzelnen Nomens, sondern der ganzen Gruppe, ja im wesentlichen aller Nomina klarzustellen. Am allereinfachsten und leichtesten ist also die Vergleichung zweier Sprachen

in der Deklination, denn es brauchen da bloß die wenigen Biegungssilben untersucht und verglichen zu werden, und die Sache ist gemacht. —

Man kann nun fragen, welches Gewicht und welchen Wert diese Ableitungs- und Biegungssilben haben bei der Beurteilung der Verwandtschaft zweier Sprachen. Man muß sagen: Wenn diese zarten, aber doch zähen Gebilde, die ihrem Ursprunge nach willkürlich sind (!), in zwei Sprachgruppen, wie der semitischen und indogermanischen, gemeinsam sind, so muß man notwendig schließen, daß dieselben in der gemeinsamen Ursprache ihren Ursprung haben, und daß sie also den unumstößlichen Beweis liefern, daß diese Sprachen die Sprache eines Volkes und einer Familie gewesen sind. Das wird ja auch allgemein von den Sprachforschern als Grundsatz anerkannt.

Da haben wir denn nun aber gehört, daß bei der Vergleichung des Semitischen und Indogermanischen die genannten Stücke der Wortbildung, der Deklination und der Konjugation nicht in Betracht kommen könnten, weil da keine Gleichheit, nur Widerspruch bestände; nur die einfache Wurzel soll noch zur Vergleichung taugen. Wenn das begründet wäre, müßte ich mit meinem Papiere besser den Ofen heizen. Aber da ist es doch gut, daß die Aussprüche der Gelehrten nicht dogmatische Entscheidungen sind. Um so mehr haben wir freie Hand und freies Feld. Da können also auch fremde Einsprache oder verschiedene Ansichten unsere Deutung nicht stören. Wir stellen also der verneinenden Ansicht folgende Sätze gegenüber:

Das Semitische und Indogermanische kann verglichen werden in allen Teilen der Sprache; um aber die Hauptstücke zu nennen, so sind es folgende: Die Wurzeln, die Wortbildung, die Deklination und die Konjugation. Aus diesen Stücken habe ich vorläufig die Deklination der Nomina ausgewählt, weil dieses Stück das einfachste ist und ja auch in jeder Grammatik den Anfang macht.

Art und Weise der Vergleichung.

Eine Vergleichung kann sehr verschiedener Art sein. Wollte man hier den einen Teil der Deklination, die Numeri: Singular, Dual, Plural, als beiderseitig vorkommend hervorheben, so würde das, obgleich es nicht ohne Bedeutung ist, doch mit Recht als ungenügend erscheinen. Es handelt sich hier um eine Vergleichung, welche im strengen Sinne darthut, daß die besonderen Biegungsendungen beiderseitig gleich und dieselben sind. Nur dadurch wird die Überzeugung begründet, daß diese

Bildungen desselben Ursprunges sind. — Da im Semitischen wie im Japhetitischen beiderseits verschiedene Dialekte oder Sprachen sind, so nehmen wir zur Vereinfachung der Sache das Hebräische und Griechische, weil diese Sprachen aus ältester Zeit bekannt sind und weil sie auch zur Vergleichung sich am besten eignen. Es kommt ja freilich auch hinzu, daß diese Sprachen der landläufigen Sprachkenntnis am besten entsprechen. Ich zweifele nicht, daß hier statt des Griechischen manche das Sanskrit erwartet haben. Wir werden aber finden, daß das Griechische sich in diesem Falle viel besser eignet, als das Sanskrit; dieses ist sogar an sich ungeeignet. Also Hebräisch und Griechisch, die Sprachen der hl. Schrift. Die anderen Dialekte werden zur Aushülfe zugezogen. Wenn wir nun auf Grund der Deklination die Übereinstimmung des Hebräischen und Griechischen behaupten oder, wie der Titel sagt, daß Hebräische die Grundlage der griechischen Deklination ist, so hat das nicht den Sinn, daß das Griechische von dem Hebräischen abgeleitet sei, sondern daß beide derselben Ursprache entspringen. Da wir aber die Ursprache nicht vor uns haben, so müssen wir die beiderseitigen Entwickelungen in Vergleich stellen. Bei der Vergleichung werden wir dann das Hebräische zu Grunde legen, d. h. als Maßstab gebrauchen, wonach das Griechische beurteilt werden soll. Das muß aus dem einfachen Grunde geschehen, weil das Hebräische einfacher ist und sozusagen, wie wir sehen werden, auf der Stufe der Ursprache stehen geblieben ist. Allerdings wird sich dann zeigen, daß durch die Vergleichung die Deklination der Ursprache mit Hülfe rein grammatischer Gesetze sich gleichsam von selbst ergiebt. Dann ist die Brücke zur lange vergeblich gesuchten (arischen) Ursprache fertig. Indem wir nun ans Werk gehen, setzen wir zunächst:

Die hebräische Deklination.

Da jede Deklination nach unseren Begriffen namentlich zwei Stücke aufweiset, nämlich Numeri und Kasus — Zahlen und Fälle —, so müssen wir gleich feststellen, daß das Hebräische nur die Numeri durch besondere Endungen unterscheidet, daß dagegen die Kasus hier nicht in Betracht kommen. Die Kasus, wovon es im Hebräischen kaum eine Spur giebt, wurden ersetzt namentlich durch die bestimmte Stellung des Nomens im Satze. So empfanden die Hebräer kein Bedürfnis nach Kasus.

Daß die Semiten überhaupt grammatische Numeri durch besondere Endungen gebildet, ist nicht so selbstverständlich, wie das vielleicht manchen erscheinen könnte. Es bezeichnet das schon einen besonderen Fortschritt

der sprachlichen Entwicklung. So muß in chamitischen Sprachen die Mehrheit vielfach noch durch ein besonderes Wort angedeutet werden z. B. Mensch, Plur. Mensch — viel.

Wie alle Semiten, so haben auch die Hebräer drei Numeri — Singular — Plural — Dual, übertreffen also in diesem Stücke die meisten Indogermanen.

Was nun die Gestalt des Nomens im Singular angeht, so erscheint dasselbe im Maskulinum gewöhnlich und auch im Femininum oft ohne alle besondere Endung. (Ein Neutrum kennen die Semiten nicht, sie brauchen dafür meist das Femininum.) Doch ist zu merken, daß in den anderen semitischen Dialekten der Singular meist einen Vokal, namentlich a und u anhängt, aber ohne besondere Bedeutung. So heißt das hebr. ab = Vater, chaldäisch aba und assyrisch abu in ganz gleichem Sinne. Auch das Hebräische muß in alter Zeit diese Vokale haben zusetzen können, wie wenigstens Spuren andeuten. Das Femininum wurde meist durch die Endung ah oder at bezeichnet, auch durch et. Zur Bezeichnung der Abstammung diente im Maskulin die Endung i, welches im Fem. it wurde. Auch die Fem.-Endung ut hatte einen besonderen Wert, sie bezeichnete das abstractum. Das sind die wesentlichen Endungen des Singular und besonders sind es die charakteristischen, die im allgemeinen die Gestalt des Singular bestimmen.

Der Dual hat im Hebräischen stets die Endung ajim oder chald. ajin (n = m), z. B. jad — Hand — Dual — jadajim. Bei der Fem.-Endung at wird ajim angesetzt, wobei die Endung ah in at verwandelt wird, z. B. schanah = schenatajim.

Der Plural hat bei Maskulinis regelrecht die Endung im = chald. in, z. B. par — parim = Ochsen.

Das Femininum hat die Endung ot, welche an den nackten Stamm des Singular einfach zugesetzt wird, als jad — jadot. Doch bei der Fem.-Endung ah oder at tritt ot statt dieser Endung ein, z. B. schanah oder schanat, also Plur. schanot. Die Fem.-Endung it und ut bilden den Plural iot und uot (ijot und ujot). Dabei ist jedoch noch zu bemerken, daß einige Maskulina die Endung ot haben, z. B. ab — abot = Väter, dagegen manche Feminina die Endung im, z. B. millah — millim = Worte, wobei jedoch das Geschlecht bleibt. So hat schanah sogar beide Endungen neben einander, also schanim und schanot, aber für beide dasselbe Geschlecht. Noch andere haben überhaupt beide Geschlechter im Singular und können dann im Plural auch beide Endungen

annehmen, so daß dann jede Endung auch wieder für beide Geschlechter dienen kann, z. B. nephesch — nephaschim und nephaschot = Seelen.

Das sind die Endungen der hebräischen Numeri. Eine Abänderung derselben nach den verschiedenen Kasus-Verhältnissen giebt es nicht. Kasus in unserem Sinne hat das Hebräische nicht. Höchstens kann man sagen, daß das Hebräische durch ein angehängtes āh einen lokalen Accusativ bisweilen bildet, z. B. jam = Meer und jámāh = meerwärts. Die durch den Mangel des Kasus bedingte Zweideutigkeit wurde durch die Stellung im Satze gehoben. Das Subjekt oder der Nominativ mußte vorn stehen, das Objekt oder der Accusativ nach dem Verbum, die Bestimmung oder Genitiv nach dem bestimmten Nomen. Der Dativ hatte stets eine Präposition. — So machen es ja auch die chamitischen Sprachen und empfinden nicht den Mangel der Kasus. Im semitischen Sprachgebiete haben bloß die Araber untadelige Kasus geschaffen, indem sie verschiedene ursprünglich gleichwertige Nominalendungen für die verschiedenen Kasus-Verhältnisse nach dem Gebote des Sprachgebrauches verwertet haben. So bezeichnet im Sing. u den Nom. und a die übrigen Kasus, oft ist auch noch der Genitiv durch i unterschieden. Ähnlich im Dual: Nom. ani und Cas. obl. ini; Pl. Mas. Nom. = una und Cas. obl. = ina. Plur. Fem. atun und atin. Wenn die Gelehrten diese arabischen Kasus nicht als ebenbürtig mit den indogermanischen ansehen wollen, so ist das doch nur Mißverstand. Freilich sind sie ja nach einem etwas anderen Plane gemacht.

Der hebräische status absolutus und constructus.

Wenn wir oben gesagt haben, daß im Hebräischen jeder Numerus nur eine einzige Form habe (die natürlich für alle Kasus gelten muß), so erleidet das doch in einem bestimmten Falle eine Ausnahme. In dem Falle nämlich, wo zu einem Nomen ein anderes Nomen als Bestimmung tritt, erleidet das bestimmte Nomen eine Abänderung. Also z. B. jād = Hand — aber jăd ab = Hand des Vaters. Hier wird das bestimmte Wort jād verändert, in diesem Falle nur verkürzt. Dagegen bleibt das bestimmende Nomen unverändert, da die Hebräer ja keine Kasus haben. Der Grund dieser Erscheinung liegt so: Weil die beiden Nomina innig zusammengehören, so werden sie auch zusammengesprochen, gleichsam als ein Wort. Daher geht der Ton wesentlich auf das bestimmende Wort, das bestimmte wird dagegen tonlos und abgeschwächt, d. h. in seinen Vokalen meist verkürzt und in seinen Endungen im

Singular und am klarsten im Dual und Plural abgeändert. Von der vollen Form sagt man grammatisch, daß sie im status absolutus, und von der abgeänderten, daß sie im status constructus steht. Die wesentlichen Abänderungen der Endungen sind: Das Femininum āh, ăt wird ăt; et bleibt et, tritt aber auch für ăt bisweilen ein. Die Endungen des Dual und Plural werden beide in die gleiche Endung יֵ = ej oder e, abgeändert. Dieses e ist aus aj oder ai, wie es noch im Syrischen heißt, entstanden. Die Endung ōt bleibt. Auf diese Weise hat also jeder Numerus gewöhnlich zwei Formen. Denn in dem Falle, wo die Endung auch unverändert bleibt, tritt doch, wenn möglich, eine Abkürzung der inneren Vokale ein, z. B. schanah — schānot und stat. constr. schĕnot. Aber diese inneren Umlaute haben wenigstens hier für unseren Zweck wenig Wert. Nun ist aber festzuhalten, daß diese beiden Formen ganz gleichen Wert haben. Der stat. abs. kann für alle Kasusverhältnisse stehen, ebenso der stat. constr. An Kasus ist dabei gar nicht zu denken. Hat das Nomen keine Bestimmung, so steht es im stat. abs., hat es aber eine Bestimmung oder ähnliches, so steht der stat. constr.

Folgendes Schema soll die wesentlichen Endungen zur Anschauung bringen:

	Stat. abs.	Stat. constr.
	Singular:	
Mask.	(a, u) i	(a, u = o) i
Fem.	ah = ăt, ăt — et	ăt — et
Fem.	it und ut	it = ut.
	Plural:	
Mask.	im (= in) (ot)	e (ej, aj, ai) (ot)
Fem.	ōt (im)	ôt (e)
	Dual:	
Mask.	ajim (oder ajin)	e (ej. aj. ai)
Fem.	atajim	ate.

Das ist also ein Dutzend charakteristischer Endungen des Nomens für alle Geschlechter und alle Verhältnisse und überhaupt für alle Ausgestaltung des Nomens. Für die ganze Ausbildung der besonderen griechischen Deklinations-Endungen ist dann aber nur etwa die Hälfte erforderlich gewesen. Das ist ja freilich eine geringe Zahl, aber ein bildsamer Stoff, die Grundlage der griechischen Deklination und der indogermanischen überhaupt, welche das Titelblatt ankündigt. Diese Grundlage ist im strengen Sinne zu fassen, so daß die griechischen Formen

sich sämtlich daraus ableiten. Ich habe in der That nicht gefunden, daß die Griechen zur Bildung ihrer reichen Deklinationen aus ihrem besonderen Eigentum etwas beigetragen hätten.

Der griechische Dual als Schlüssel.

Daß die nahe Verwandtschaft der hebräischen und griechischen Deklination so ganz übersehen werden konnte, hat seinen Grund keineswegs in der übergroßen Verschiedenheit der bezüglichen Formen, sondern offenbar in der Verschiebung der grammatischen Bedeutung derselben, welche durch die Kasusbildung herbeigeführt wurde. Da im Griechischen bei der Deklination die Kasus die gesamte Formbildung zu beherrschen scheinen, wogegen die Hebräer gar keine Kasus haben, so erschien die ja freilich sonderbare Entfremdung der beiderseitigen Deklination so wesentlich und ursprünglich, die Kluft so breit, daß man an eine Vergleichung und Überbrückung mit einem ernstlichen Versuche wohl kaum heranzutreten sich getraute. Hätte man in vollem Vertrauen, daß das Semitische und Japhetitische eine Sprache gewesen sein muß, weil Sem und Japhet doch Brüder waren, und hätte man in dieser festen Überzeugung das hebräische und griechische Deklinationsschema beliebiger Grammatiken nur einfach nebeneinander gehalten, dann ist es doch geradezu undenkbar, daß nicht jedem sofort beim ersten Blicke diese beiden einfachen Formen:

ַיִם oder ájim = *οῖν*

ֵי oder e = *ε*

in die offenen Augen fielen. Denn diese Formen sind beiderseitig Dual, sind beiderseitig die einzigen Formen des Dual, sind beiderseitig schlagend ähnlich, ja mit einiger Rücksicht auf die verschiedene Mundart durchaus gleich.

Ungeachtet der augenfälligen Übereinstimmung dieser Formen halte ich es doch noch für ratsam, die Sache im einzelnen genau zu erläutern, einmal deshalb, weil es ängstliche Seelen giebt, die auch ihren offenen Augen nicht trauen, dann aber noch besonders, weil die sichere Übereinstimmung dieser Formen für unsere Arbeit von entscheidender Bedeutung ist, da sie als erster Griff den goldenen Zauberschlüssel der ganzen Lösung bieten soll. Um nun bei der Erläuterung der Gleichheit nicht tote Formen, sondern lebendige Glieder vor uns zu haben, stellen wir aus jeder Sprache ein Wort zur Vergleichung, und zwar hebr. jad und griechisch *χείρ*.

Also Dual: jadájim = stat. abs. = *χειροῖν* = G. und D.

und „ jede = stat. constr. = *χέρε-χεῖρε* = N. und Acc.

Daß diese Formen im tiefsten Grund vollkommen gleich sind und daß die vorhandenen Abweichungen doch nur höchstens mundartlich sind, kann man aus folgenden Bemerkungen überzeugend klarstellen:

1. Die Endung ajim und *οιν* ist gleich. Zwar hat das Griechische ein n statt des hebr. m; aber m und n stehen überhaupt sehr nahe und wechseln leicht. In unserem Falle hat das Hebräische m, aber der nahestehende chaldäische Dialekt hat dafür n, also ajin, gerade so wie das Griechische. Zudem steht das Griechische unter den indogermanischen Sprachen mit seinem n allein, denn diese haben m, wie die Hebräer. Im Deutschen sind wir nachträglich mit n statt des alten m den Griechen und Chaldäern und anderen Semiten beigetreten.

2. Das i in der Endung ist auf beiden Seiten in ungetrübter Gleichheit erhalten, was hier noch besonderes Gewicht hat, da das semitische i im Griechischen auch leicht und verschiedentlich abgeändert wurde.

3. Das jod in ajim hatte im Griechischen ein verschiedenes Schicksal. Ein jod war den Griechen überhaupt nicht mundgerecht, sie haben kein jod. Das erste, was sie also in diesem Falle thaten, war, daß sie das jod unterdrückten und so gewannen sie ihre gewöhnliche Form *χειροῖν*. Sie konnten um so mehr so verfahren, da ja auch im Semitischen das jod ruhen kann, wie man grammatisch sagt, d. h. unausgesprochen bleiben kann.

Zum anderen konnten sie aber auch das jod erhalten, zwar nicht als Konsonant, sondern als i vokalisiert. So haben sie es ja auch gemacht in dem Namen ihres Stammvaters Javan, den sie *Ἰάων* aussprachen. So konnten sie nun auch in unserem Falle das jod vokalisieren. Das thaten sie auch und gewannen die Form *χειροῖϊν*, die Homer noch kennt und braucht. So giebt das jod doppelt — durch seinen Bestand und Ausfall — Zeugnis für die Übereinstimmung der Formen.

4. Das a in ajim haben die Griechen für o gesprochen. Das scheint die stärkste Abweichung zu sein, hat aber doch nichts zu bedeuten. Denn schon im Semitischen wechselte a und o (= u), wie chald. aba und assyr. abu. So hatte bei der Übertragung in das Indogermanische das alte a und u (= o) häufige Wechsel. So ist griechisch *πάππας* und *πάππος* ebenso gleich, wie aba und abu. Ist ja auch jod = jad. Griechisch *ὄνος* (= *όσινος*) ist gleich dem lat. asinus. Das griech. *σφος* = indisch svas, oder griech. *μῶμος* = *μῶμαρ* = äolisch. Bei dieser Bewandtnis kann die verschiedene Aussprache dieser aus der gemeinsamen Ursprache stammenden alten Dualendung nichts verschlagen.

Übrigens ist das semitische ajim oder ajin mit dem Maskulinum *αιν* der ersten griech. Deklination völlig gleich und dasselbe; und das Maskulin *αιν* der 1. Dekl. und das *οιν* der 2. und 3 Dekl. unterscheiden sich nur, wie a und u (= o) in aba und abu oder *πάππαιν* und *πάπποιν*, d. h. sie sind völlig gleich, nur daß a eine ältere und o (= u) eine fortgeschrittene Stufe der Formbildung darstellt.

5. Die zweite Endung des Dual in jede und *χέρε* kann wohl kein Bedenken erregen. Sie stimmt. Obgleich das hebr. e oder ֵי— ein jod bei sich hat, so wird dasselbe doch nicht gesprochen und ebenso haben es die Griechen gewiß um so leichter unterdrückt.

6. Unser Beispiel jad und *χείρ* giebt Anlaß, noch eine weitere Übereinstimmung hervorzuheben, die der Quantität. Die Griechen haben als gewöhnliche Form *χεῖρε* entsprechend dem Sing. *χείρ*. Doch in alter Zeit hatten sie auch noch die Form *χέρε*, welche Homer braucht. Dieselbe stimmt in der Quantität durchaus mit dem hebr. jĕde, was ohne Zweifel noch in ursachlichem Zusammenhange steht. Das ist eine Form der gemeinsamen Ursprache.

7. Der feinste Ausdruck der verwandtschaftlichen Übereinstimmung liegt doch wohl in der gleichen Betonung. Wie der griechische Accent überhaupt in enger Beziehung zum hebräischen steht, so zeigt sich auch in unserem Falle völliger Einklang. Das hebr. jadájim hat den Ton auf dem a der Endung; damit stimmt durchaus das griechische *χειροῖϊν* oder *χειροῖν*.

Anders und eigentümlich liegt jedoch die Sache in der zweiten Form jede und *χεῖρε* oder *χέρε*. Das jede ist stat. constr., welcher im Hebräischen tonlos ist, da sein Ton auf das bestimmende Wort forteilt. Deshalb kann das aus jadájim entstandene jede den Ton auf der letzten Silbe erst recht nicht behalten. Aus demselben Grunde konnte es griechisch nicht *χερέ* heißen. Weil aber die strenge Verbindung des hebräischen stat. constr. sich im Griechischen insoweit lockerte, daß auch das bestimmte Wort seine Selbständigkeit behielt, so mußte es auch wieder einen Ton haben, der wenigstens den Stamm hervorhob, und so ergab sich *χέρε*.

8. Um die formelle Übereinstimmung unserer beiden Wörter vollständig zu machen, müssen wir noch erwähnen, daß beide das Fem.-Geschlecht haben, obgleich dies bei keinem durch die Form bedingt ist. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß nach uralter Anschauung, die

noch im Hebräischen gilt, die Glieder, namentlich die paarigen, als dienende Werkzeuge das mindere, das weibliche Geschlecht haben.

9. Der einfache Grund, daß unsere beiden Wörter jad und χείρ eine so allseitige Übereinstimmung zeigen, ist kein anderer, als weil diese auch etymologisch dieselben sind; sie sind nur mundartliche Formen eines alten Wortes. Das hebräische jad = deutsch Hand — heißt im Assyrischen idu aus jed-u, mit dem angehängten willkürlichen u. Hart ausgesprochen ist jad im Assyr.-Babylonischen gatu und katu geworden. Wird dagegen jedu scharf ausgesprochen, dabei d durch r ersetzt, so ergiebt sich die griechische Form χείρ — hir — ind. kara.

Auf diese Einheit des Stammes lege ich deshalb noch Gewicht, weil sie den letzten unantastbaren Beweis giebt, daß die fraglichen Endungen ajim und *οιν* ebenfalls auch dieselben sind. Denn wenn ein und dasselbe Wort in verschiedenen Mundarten so auffallend ähnliche Endungen aufweiset, dann müssen sie auch dieselben sein.

10. Demnach darf ich als unumstößliche Wahrheit aussprechen, daß die beiden Endungen des griechischen Dual und die beiden Endungen des hebräischen Dual durchaus dieselben sind. Doch da wendet mir jemand ein: Aber nur materielle Übereinstimmung; denn grammatisch haben dieselben verschiedenen Wert! Einverstanden. Mehr als materielle Übereinstimmung habe ich nicht bewiesen, mehr verlange ich vorläufig nicht. Denn stimmen diese Endungen materiell, so ist das nach allen Regeln der Sprachforschung ein Beweis, daß diese Formen aus derselben gemeinsamen Ursprache stammen. Die verschiedene grammatische Geltung verschlägt hier nichts. Denn dieselbe beruhet lediglich auf der nachträglich geschehenen Kasusbildung, welche die Indogermanen erst nach ihrer Trennung von den Semiten für sich vollzogen haben. Vor dieser Kasusbildung haben auch unstreitig die Griechen ihre beiden Dualformen ganz nach semitischer Regel als stat. abs. und stat. constr. gebraucht. — Die dann folgende Einführung der Kasus brachte in dem Gebrauche der Formen eine Änderung hervor, die sich von weitem wie eine Verwirrung ansieht und auch in der That ein wesentlich Stück der Sprachverwirrung ist, die aber in ihrem Vollzuge als eine schärfere Bestimmung der schwankenden Formen sich auswirkte.

Wenn wir bei der materiellen Übereinstimmung der griechischen und hebräischen Dualformen befriediget oder auch unbefriediget stehen bleiben wollten, so würde das an sich schöne Ergebnis sich als unfruchtbar erweisen. Soll das gewonnene Ergebnis die notwendige Grundlage unserer

Untersuchung in der erforderlichen Weise erweitern und auch unumstößlich sichern, so muß der nun verstandene Dual nochmals dazu dienen, um uns das Rätsel der griechischen und indogermanischen Kasusbildung zu erschließen.

Der Ursprung der Kasus.

Wie es in der Natur der Sprache liegt, giebt es im Semitischen wesentlich vier Verhältnisse oder Fälle, worin das Nomen im Satze, in der Rede vorkommen kann. Das Nomen kann Subjekt, Objekt, Attribut oder einfache Bestimmung — und endlich präpositionale Bestimmung sein. Um Zweideutigkeit zu vermeiden, ist es häufig notwendig, jedenfalls aber stets erwünscht, daß das Nomen in diesen verschiedenen Verhältnissen besonders kenntlich gemacht werde. Das geschah im Hebräischen in den drei ersten Fällen wesentlich durch die bestimmte Stellung im Satze, im letzten Falle immer durch Präposition. Bisweilen geschah es auch in den drei ersten Fällen durch Präposition, was uns sonderbar vorkommt. Eine verschiedene Endung des Nomens zur Bezeichnung dieser Fälle gab es im Semitischen im allgemeinen nicht. Nur die Araber haben verschiedene, an sich gleichwertige Endungen des Nomens durch den Sprachgebrauch für die verschiedenen Verhältnisse verwertet. Das sind also untadelige Kasus. Das hebräische Nomen hatte, wie schon gesagt, stets zwei Formen — status absolutus und status constructus. Aber weder diese Formen, noch überhaupt andere Formen wurden zur Unterscheidung jener Grundverhältnisse benutzt. Nur der zufällige Umstand der attributiven Bestimmung bedingte den Gebrauch des status constructus. Deshalb mußte im Hebräischen, und setzen wir getrost hinzu, auch in der Ursprache, in allen jenen Verhältnissen zunächst ohne Unterschied der status absolutus stehen; ebenso der status constructus, wenn eine Bestimmung hinzutrat. Da ist also von Kasus gar keine Rede.

Dagegen haben die Japhetiten und besonders die Griechen das Nomen nach jenen vier Grundverhältnissen durch besondere Endungen gekennzeichnet, wenigstens so weit es ging und für gut befunden wurde. Das sind also die indogermanischen Kasus. Nun erhebt sich die Frage: Welches ist das G e s e t z der griechischen Kasusbildung? Wollte jemand auf dem Gebiete des Indogermanischen, etwa des Deutschen oder Sanskrit, das Gesetz der Kasusbildung, ihres Ursprunges und ihrer Bedeutung erforschen, so möchte er aus dem Vorrate seines Wissens wohl sehr schöne Abhandlungen hervorlangen, — den Kern könnte er nicht treffen.

Denn obschon er voraussetzen dürfte, daß die Kasusbildung auf jener Stufe der sprachlichen Entwicklung, die vor der Kasusbildung bestand, vollzogen sei, so könnte er doch keine sichere Vermutung über den früheren Zustand gewinnen, noch viel weniger aber eine Ahnung haben von dem Gesetze, nach welchem auf dem alten Boden die neue Bildung erwachsen sei. Denn bei dem Neubau ist das Alte abgebrochen, der Plan zerrissen; und wenn auch die Steine wieder verwertet sind, so sind sie doch nach einem anderen Plane erst neu gehauen und dann, wie nach einem Gesetze der Verwirrung mit mancher Verschiebung und Versetzung bunt verwendet. Darum ist von der Kasusbildung für sich allein kein sicherer Rückschluß zu machen auf den früheren Zustand.

Was jedoch auf indogermanischem Boden unmöglich erscheint, das erweiset sich als sehr leicht und höchst einfach, wenn man das Semitische zur Vergleichung heranzieht. Denn das Semitische, namentlich das Hebräische hat, wie sich zeigen wird, die sprachlichen Formen der mit dem Indogermanischen gemeinsamen Ursprache genügend treu bewahrt, so daß es die Sprachstufe, auf welcher die Kasusbildung sich vollzog, sozusagen elektrisch beleuchtet. Wir haben also nichts anderes zu thun, als daß wir das Hebräische und Griechische nebeneinander stellen. Es versteht sich von selbst, daß wir auch hier wieder den beiderseitigen Dual wählen, um mit diesem Zauberschlüssel das Rätsel der indogermanischen Kasusbildung zu erschließen. Denn der Dual hat beiderseitig nur zwei Formen, dadurch ist die Vergleichung hübsch vereinfacht und diese Formen sind, wie bewiesen, wenigstens materiell dieselben. Doch haben die griechischen Formen Kasuswert, dagegen sind die hebräischen Formen ohne Kasuswert einfach status absolutus und constructus. Es ist also Frage: Wie löset sich dieses Rätsel?

I. Gen. u. Dat.: *χειροῖν* = stat. abs. jadajim (u. stat. constr. jede)
II. Nom. u. Acc.: *χεῖρε* = „ „ „jadajim“ u. „ „ jede

Durch dieses Schema ist die Kasusbildung schon erklärt. Es ist nur nötig, die Streichung und Klammer zu erläutern.

1. ad I. Der status absolutus muß im Semitischen immer stehen, wenn keine Bestimmung folgt. So war es sicher auch in der alten Sprache. Steht nun aber ein Nomen selbst als Bestimmung, so kann es füglich nicht wieder eine Bestimmung bekommen. Denn diese Häufung wird in allen Sprachen als unbequem empfunden, weil es die leichte Auffassung des Verhältnisses stört. Ja, im Hebräischen gilt ausdrücklich die grammatische Regel, daß eine solche zweite Bestimmung

vermieden und im Notfalle anderweitig durch Präposition oder Relativ ersetzt wird. Freilich ist es richtig, daß zweite Bestimmungen im Hebräischen vorkommen, aber sie sind auch gesuchte Seltenheiten. Wenn eine zweite Bestimmung eintritt, so wird allerdings nach der harten Regel die erste in den status constructus herabgedrückt. Aber das ist, wie gesagt, eine Seltenheit. Also ergiebt sich die Regel, daß die Bestimmung durchweg im status absolutus steht. Nun entspricht aber die semitische Bestimmung dem griechischen Kasus des Genitiv, der zunächst auch nur Genitiv der Bestimmung ist. Der griechische Kasus des Genitiv ist also einfach dadurch entstanden, daß der semitische ursprachliche status absolutus der Bestimmung so glatt ins Griechische überging. Der seltene Fall, daß die Bestimmung wegen einer zweiten Bestimmung im status constructus stehen sollte, ist dabei unberücksichtigt geblieben, vergessen. —

Bei dem griechischen Genitiv war also gar keine Wahl, er mußte durch den status absolutus ausgedrückt werden. Nun ist aber im griechischen Dual auch der Dativ dem Genitiv gleich, also eigentlich status absolutus. Auch das ist ganz in der Ordnung. Denn das Hebräische und um so sicherer die alte Ursprache kannte keinen einfachen Dativ. Das Dativ-Verhältnis wurde stets durch Präpositionen ausgedrückt. Nun sind aber die Präpositionen ursprünglich Nomina. Die Präposition steht also nur im status constructus und das dazu gehörige Nomen steht als Bestimmung im status absolutus. Daher ist das Genitiv- und Dativ-Verhältnis ursprünglich völlig gleich. Daher wurde mit Notwendigkeit der Kasus des Dativ durch den status absolutus vertreten und war dem Genitiv gleich, d. h. zunächst und ursprünglich, wie es auch im griechischen Dual überhaupt geblieben ist.

2. ad II. Wie im vorigen der geklammerte status constructus fallen mußte, so hier der gezeichnete status absolutus. Aber die Ausgleichung ist hier schwieriger, weil beide status mit gleichem Rechte auf den Nominativ wie auch Accusativ Anspruch haben. Wir müssen also hier die Erscheinung erklären, daß der status absolutus, der doch die Vorhand zu haben scheint, gänzlich unterdrückt ist; dagegen der status constructus, der ja überhaupt nur ein bedingtes Leben hat, im griechischen Nom. und Acc. allein herrschend wurde. Wir sagen so: Die sprachlichen Verhältnisse an sich bringen schon eine gewisse Begünstigung des status constructus mit sich. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß ein Nomen als Subjekt oder Objekt eben häufig eine Bestimmung haben muß, also status constructus wird. Denn wenn ich

sage: Söhne oder banim, so fragt jeder: Wessen? und ich muß die Bestimmung beifügen und sagen: bene Javan! — Was dann in dieser Weise dem status constructus wesentlich das Übergewicht sichern half, ist im Semitischen und sicher auch in der alten Sprache ein besonderer Umstand, nämlich das Pronomen possessivum. Dieses Pronomen steht hinter dem Nomen, weil es selbst Substantiv ist; als substantivische Bestimmung muß es aber stets den status constructus des bestimmten Nomens bewirken. Dies erwägend begreift man leicht, daß der status constructus in gewöhnlicher Rede über seinen Gegner die Oberhand gewinnen konnte und mußte. Dazu kommt noch, daß wenigstens im Hebräischen der Gebrauch des status constructus nicht ängstlich auf den Fall der Bestimmung beschränkt, sondern auch auf ähnliche Verhältnisse ausgedehnt zu werden pflegte. So konnte der status constructus auch stehen vor einem präpositionalen Relativum und vor einem kopulativen waw = und. Ja bei dem verbalen Substantiv des Infinitives war der Gebrauch des stat. absolutus so sehr eingeschränkt, daß fast nur der status constructus für alle Fälle Anwendung fand. Da kann es kaum noch auffallen, wenn die Assuren das den status absolutus im Plural bezeichnende m überhaupt fallen ließen und also im Grunde nur den status constructus behielten. Daraus sieht man, daß der status absolutus nicht so gar hartnäckig war, sondern mit Nachgiebigkeit seinem Rivalen das Feld räumte. Sicher muß man aber trotzdem festhalten, daß es immerhin noch Fälle genug gab, wo der satus absolutus für Subjekt und Objekt hätte stehen sollen. Aber auch dieser letzte Besitz mußte dem status absolutus bei den Javanen in dem Maße notwendig verloren gehen, insoweit der status absolutus in dem Verhältnisse der attributiven Bestimmung als Kasus des Genitiv sich einseitig zur alleinigen Geltung brachte. Auf solche Weise, denk' ich mir, wurde der alte status constructus im Griechischen zu dem Kasus des Nominativ und Accusativ allmählich herausgebildet. Das Rätsel der Kasusbildung hat also eine ungemein einfache Lösung. Wir haben und halten uns also überzeugt, daß die einfache in der alten Sprache gemachte Scheidung des status absolutus und des status constructus die wahre und ganze Grundlage der griechischen Kasus und der indogermanischen Deklination überhaupt geworden ist. — Welche Künste dann aber noch etwa zur weiteren Ausschmückung und Abrundung des ganzen Kasussystems in Anwendung kamen, wird sich an geeigneter Stelle schon finden.

Der Dual der 2. und 1. griechischen Deklination.

Jetzt müssen wir wieder die Erklärung der Formen aufnehmen, die zunächst auch beim Dual noch erübrigen. Denn die Griechen haben sich nicht mit einerlei Form im Dual begnügt wie die Hebräer, sondern zeigen neben den Formen ihrer 3. Deklination, die unmittelbar den hebräischen glatt entsprechen, noch einige Eigentümlichkeiten in besonderen Formen, welche der 2. und 1. Deklination angehören. Dieselben erfordern eine kurze Erläuterung.

1. Die zweite Deklination hat im Dual die Endungen *οιν* und *ω*. Das *οιν* stimmt mit der 3. Deklination, bedarf also keiner Erklärung. Aber woher das *ω*, welches doch nicht so ohne weiteres dem *ε* der 3. Deklination oder dem hebr. e gleich ist? Hier müssen wir uns auf den syrischen Dialekt berufen, der statt des hebr. e (oder ej) ein ai oder aj, aus welchem jedoch das hebr. e erklärt wird, aufweiset. Mit diesem semitischen aj stimmt das griechische *ω* der 2. Deklination. Die Griechen haben hier also das a als *ο* gesprochen, gerade so wie auch im Genitiv *οιν*. Zudem haben sie das ihnen nicht zusagende jod ganz fallen lassen, statt dessen aber wohl das *ο* zu *ω* verlängert. Daß die Griechen hier den O-Laut haben, ist ohne Frage dem in der 2. Deklination überhaupt herrschenden o zuzuschreiben.

2. Der Dual der 1. Deklination stimmt völlig mit dem Dual der 2. Deklination, nur daß hier statt des o das a herrschend ist. Durch dieses a stimmt die 1. Deklination unmittelbar mit ihrem *αιν* zu dem hebr. ajim und mit dem *α* zu dem syrischen aj. Und das mag uns ja genügen, da wir vorläufig nur die thatsächliche Übereinstimmung suchen. Das ursachliche Verhältnis des *α* der ersten und des *ο* der 2. und 3. Deklination, als auch zu dem semitischen a wird später zur Sprache kommen, wenn wir den Ursprung der Numeri betrachten.

3. Obgleich also der griechische Dual der 1. Deklination in seinen Endungen mit dem semitischen glatt übereinstimmt, so wollen wir doch eine andere Abweichung in der Bildung des Dual nicht verschweigen. Die griechische 1. Deklination umfaßt Maskulina und namentlich Feminina. Die Hebräer bildeten nun den entsprechenden Fem.-Dual durchweg dadurch, daß sie die Endung ajim an die Fem.-Endung āt ansetzten, also schanah oder schanat = schenat-ajim. Es ist aber sicher, daß die Semiten und auch die Hebräer in alter Zeit diesen Dual dadurch bildeten, daß sie die Endung ajim an den Stamm ansetzten, also schen-ajim, wie es

im Hebräischen wirklich noch häufig vorkommt. Diese alte Bildung scheint dem Zustande vor Erfindung der Fem.-Endung anzugehören. Diese alte Weise haben nun aber die Griechen bei der Bildung des Dual der 1. Deklination stets beobachtet, nicht bloß bei den Maskulinis, wo es sich von selbst verstand, sondern auch bei den Femininis. So bildete sie von dem Fem. *δόξα* nicht etwa *δοξάτοιν*, wie es nach hebräischer Regel heißen müßte, sondern nach Art der Maskulina *δόξαιν*. Nur dürfen wir nicht verschweigen, daß die Griechen doch auch oft die gewöhnliche hebräische Weise befolgten. So z. B. *ἄλειφαϱ* — mit *ϱ* statt *τ* — = semitisch halebat, daher Dual *ἀλειφάτ-οιν* (neben *ἀλοιφαῖν*). In diesem Falle deklinierten sie aber das Wort nach der 3. Deklination und behandelten es als Neutrum, welches ja das semitische Femininum hauptsächlich vertritt.

Hiermit scheiden wir von dem griechischen Dual mit dem Bewußtsein, daß er uns seine lange geheim gehaltene Verwandtschaft mit dem Semitischen verraten hat und daß wir ihm die Erkenntnis des Ursprunges der Kasusbildung verdanken. Wir sind um so mehr verpflichtet, dieses dankbar anzuerkennen, weil im ganzen indogermanischen Gebiete keine Bildung sich finden will, die solchen Dienst befriedigend leisten könnte.

Der griechische Plural der 3. Deklination.

In dem Plural hat der griechische Geist augenscheinlich sich schon freier bewegt, als im Dual, und deshalb hier auch schon weitere eigentümliche Formen entwickelt. Um nun doch die Übereinstimmung mit dem Semitischen noch möglichst augenfällig zu machen, ist es ratsam, hier sofort die ältesten griechischen Formen zur Vergleichung zu wählen. Ich nehme die dorischen Formen des persönlichen Pronomens der ersten Person. Damit verlassen wir auch gar nicht das Gebiet der Nomina, welches uns beschäftiget, da das persönliche Pronomen in der That nichts anderes ist, als ein reines Nomen, das hebräische ammim = Verwandte, Freunde. — Also:

Stat. constr.	עַמֵּי	= amme	= Nom.	*ἄμμες*	— *χεῖϱες*
Stat. abs.	עַמִּים	= ammim	= Gen.	*ἀμμῶν*	— *χειϱῶν*
	"	= ammim	= Dat.	*ἀμμῖν*	— *χείϱεσιν*
Stat. constr.	עַמֵּי	= amme	= Acc.	*ἄμμε*	— *χεῖϱας*.

Das hebräische Nomen ammim ist Plural von עַם = Volk, Stamm, Verwandtschaft. Also ammim die Glieder des Stammes (auch

die Stämme!), die Verwandten, Freunde. Mit diesem Worte ist das griechische Pronomen durchaus dasselbe. Das hebr. Wort hat im m ein sog. dagesch, d. h. einen Punkt, welcher die Verdoppelung anzeigt, daher das griechische doppelte μ. Doch die Griechen schrieben ja auch mit einfachem μ, d. h. sie ließen das dagesch unbeachtet. Auch das griechische α zeigt Verschiedenheit, indem es mit spiritus lenis ἄμες, aber auch mit asper = ἅμες geschrieben wurde. Das kommt daher, weil im Hebräischen der erste Buchstabe ein ajin war, dessen konsonantischer Laut schwer zu sprechen war, weshalb wir ihn ganz vernachlässigen. Das thaten die Griechen gewöhnlich auch, oft gaben sie ihn durch γ wieder. In unserem Falle rührt offenbar der Hauch daher.

1. Im griechischen Dual fanden wir nur zwei Formen, die den semitischen beiden Formen genau entsprechen. Aber jede Form vertritt da zwei Kasus. Im Plural gehören nun die Kasus gerade so zusammen, wie im Dual, d. h. sie sind nach demselben Gesetze der Kasusbildung gemacht, aber die ursprünglich eine für zwei Kasus geltende Form ist hier auch in zwei besondere Formen zerlegt, so daß wir für vier Kasus auch vier Formen haben.

a) Der griechische Nominativ ἄμμες ist vollständig gleich mit dem hebr. status constructus amme, nur daß das jod in dem schließenden ε, also eigentlich ammej, hier nicht unterdrückt, sondern als s erhalten ist. Es ist das augenscheinlich geschehen, um den Gleichlaut mit dem Dual zu vermeiden. Daß hier das hebr. jod griechisch in s übergegangen sein soll, wird vielleicht ängstliche Gemüter beunruhigen. Doch bei der wechselvollen Natur der alten Buchstaben ist es leicht begreiflich. So wird im Hebräischen jod oft durch h ersetzt und h geht in s über, z. B. hebr. hu = assyr. su. Besonders im Griechischen wird das s auch von den neueren Grammatikern häufig aus einem alten jod erklärt, z. B. der Komparativ μάσσων aus μακιων = μακγων = μαγσων = μάσσων. Und so häufig in der ableitenden Wortbildung. Endlich beweisen alle indogermanischen Nominative, die teils das s haben, teils unterdrückten, aber jedenfalls dem semitischen status constructus entsprechen, daß dieses nur aus dem jod geworden sein kann.

b) Der Accusativ hat in unserem Beispiele die alte Endung ε. Das ist noch der reine status constructus mit Unterdrückung des jod, gerade wie im Hebräischen. Aber die gewöhnliche Endung des Acc. ist ας. Nach dem Gesetze der Kasusbildung ist dieses ας = dem ες des Nominativ. Bestanden ja auch im Semitischen die Endungen e (ej) und

ai = aj (syrisch) nebeneinander. In unserem $\alpha\varsigma$ ist also das syrische aj oder ai zur Geltung gekommen. Der griechische Geist verwendete hier im Nom. und Acc. zwei vorhandene Formen des status constructus, um die beiden Kasus leichter zu unterscheiden. Die Römer haben auf diese Unterscheidung verzichtet, ebenso meistens die übrigen Japhetiten.

c) Die Endungen des Nom. und Acc. $\varepsilon\varsigma$ und $\alpha\varsigma$ sind also ursprünglich durchaus gleichwertig. Daher erklärt sich auch der Wechsel dieser Vokale. Denn das ε erscheint ja in unserem dorischen Beispiele ἄμε auch im Accusativ. Viel gewöhnlicher aber kommt das α im Nominativ vor, nämlich bei allen Neutris, jedoch mit Unterdrückung des jod, d. h. ohne s. Auch das α des Neutrum ist also nichts anderes, als die Endung des status constructus, an sich ebenfalls dem $\varepsilon\varsigma$ völlig gleichwertig, nur durch den Sprachgebrauch unterschieden.

d) Neuere indogermanistische Bearbeiter der griechischen Grammatik wollen bei den Wörtern auf $\upsilon\varsigma$, $\alpha\upsilon\varsigma$, $o\upsilon\varsigma$ nach einer Analogie des Sanskrit oder des Gotischen annehmen, daß die ursprüngliche Endung des Accusativ Plural $\nu\varsigma$ sei, daß aber das ν ausgefallen und dafür der vorhergehende Vokal verlängert sei, also ἴχθυνς = ἰχθύς. Die Alten meinen, daß ἰχθῦς für das regelmäßige ἰχθύας stände. Da ich aber von diesem ν im Griechischen keine Spur finde, auch damit nichts gedient ist, so halte ich diese Erfindung für überflüssig und darum für unstatthaft.

e) Hätten die Griechen das jod des semitischen stat. constr. im Nom. Plural nicht sibiliert, sondern, wie sie in der 1. und 2. Deklination gethan, vokalisiert, so hätte sich die Endung $\varepsilon\iota$ ergeben. Daß dieses $\varepsilon\iota$ in der That auch im alten Griechischen bestanden hat, beweiset das Wörtchen ἀιεί, denn dieses ist der status constructus chaje zu chajim = ἀιών. Das hebr. ch ist, wie gewöhnlich, im Griechischen gefallen, das mittlere jod vokalisiert oder ausgestoßen, wie in der Form ἀεί und schließlich ist auch das jod, welches dem e im Hebräischen anhängt, ebenfalls vokalisiert. Doch konnte auch hier statt des vokalisierten jod ein s eintreten, darum dorisch auch αἰές oder ἀές. Es konnte das jod auch durch ν ersetzt werden, also αἰέν, äolisch hieß es sogar ἀΐ, wo also zur Bildung des status constructus einfach das m unterdrückt ist, ähnlich wie im Assyrischen.

2. a) Der Genitiv und Dativ gehören zusammen als status absolutus. Im Dual hatten beide Kasus auch nur eine einzige Endung $o\iota\nu$. Doch sind die Griechen im Plural einen Schritt weiter gegangen und haben Genitiv und Dativ durch besondere Endungen unterschieden,

ιν für Dativ und *ων* für Genitiv. Die Form mit *ιν* ist augenscheinlich die älteste. Denn sie ist noch durchaus dem semitischen im oder in gleich. Dieselbe muß also ursprünglich auch die einzige gewesen sein, die also auch für den Genitiv galt. So scheint ja Homer Il. V. 155 in der That noch *σφίν* als Genitiv für *σφων* zu gebrauchen in der Wendung: *παρὰ σφιν ἑκάστῳ* = bei deren jedem. Gleichfalls bezeugen das Alter der Endung *ιν* die Adjektive auf *ινος*, als *κεράτιν—ος* — *λίθιν—ος* von Steinen — steinern. Aber mit der Zeit fing man an, den Genitiv durch eine andere Aussprache zu unterscheiden, durch *ων* statt *ιν*. Daß dieses *ων* nur eine andere Aussprache des *ιν* ist, beweiset das Wort hebr. chajim oder chaldäisch chajin, welches die Griechen auch hatten, aber in ihrem Munde lautete es *αἰών*. Daß der alte status absolutus im Dativ seinen Sitz behauptete, zeigen die Sprachen aller Japhetiten, am klarsten die nördlichen, z. B. deutsch: Fische**n** = Dativ. Aber während die nördlichen Indogermanen als Kelten, Slaven und Germanen die einfache Form des status absolutus im Dativ stets beibehielten, haben ihre südlichen Brüder, die Griechen, Lateiner und Indier eine Abänderung des einfachen Dativ herbeigeführt.

b) Der neue Dativ hat offenbar seine Schwierigkeit, denn die Grammatiker sind über die Bildung desselben verschiedener Ansicht. Zur Erklärung des Datives *χείρεσι(ν)* oder *χειρεσσι(ν)* behauptet die eine Ansicht, daß an den Nom. Plur. ein i oder auch *σι* angehängt sei. Diese Ansicht ist falsch, denn es entziehen sich dieser Regel die Neutra, *σφεῖς* hat nicht *σφεῖσιν*, sondern *σφίσι* im Anschluß an den Dativ *σφίν*. Wie sollte auch der Nominativ durch eine willkürlich angehängte Silbe Dativ werden? Die andere Ansicht meint, an den Stamm *χείρ* wäre durch einen Bindevokal *σι* angesetzt. Auch das ist nicht richtig. Denn wie soll *σι* einen Dativ machen und woher soll der Bindevokal genommen werden? Man hat doch keine Bindevokale im Ärmel, um sie beliebig zu verwenden. An Bindevokale glaube ich nicht. Doch mögen beide Ansichten eine für die Schule brauchbare Regel aufstellen. Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß man diesen neuen abgeänderten Dativ richtig aus dem alten Dativ erklären muß. Dann hat man doch keine Sorge, wie der neuen Bildung die doch notwendige Bedeutung des Dativ kommen soll. Aber es fragt sich zunächst, welches die Ursache der neuen Bildung gewesen sein mag. Denn daß eine ernste Ursache vorgelegen haben muß, beweiset die allgemeine Durchführung der Neuerung im Griechischen und die gleiche Erscheinung im Lateinischen und Indischen.

Der Grund liegt offenbar darin, daß sich der alte Dativ als ungenügend erwies. Aber im Pronomen hat sich doch der alte Dativ ἀμίν erhalten können. Deshalb muß bei dem Nomen noch ein besonderer Grund vorliegen. Der erste Grund scheint zu sein, daß man das ν in der Endung ιν nachlässig aussprach, ja wie gewöhnlich, ganz verschluckte. Das hatte nun beim Pronomen wenig zu bedeuten, aber man fand sich doch bereit, neben σφιν, welches ja meist σφι gesprochen wurde, auch ein σφίσι zu bilden. Beim Nomen war jedoch die Sache ernster. Wurde hier von dem alten Dativ χειρῖν das ν unterdrückt, so ergab sich ein täuschender Gleichlaut mit dem Dativ Singular χειρί. Das mußte gehoben werden. Aber dann hätte das i erhalten werden müssen und es χείρισιν lauten sollen. Es stimmte jedoch zu dem Wert der griechischen Vokale recht gut, wenn für das i ein ε eingetreten wäre.

Wahrscheinlich aber hat noch ein anderer Umstand einen wesentlicheren Druck ausgeübt, um die Bildung des neuen Dativ zu erzwingen. Dieser Umstand lag eben in dem Dativ-Verhältnisse selbst. Denn das Nomen in dem Dativ-Verhältnisse stand in der alten Sprache stets mit einer Präposition. Da die Präposition ein Nomen, stand sie im status constructus. So lange nun dieser nominale Wert der Präposition verstanden wurde, galt also das Nomen als attributive Bestimmung und war als solche nach der alten Regel gegen eine weitere Bestimmung geschützt. Aber der nominale Wert der Präposition ging in der eingeschrumpften Form mit der Zeit unter und wurde vergessen. Damit verlor auch das Nomen den Charakter der grammatischen Bestimmung und mußte sich nun auch eine weitere Bestimmung, die sprachlich ja so oft nötig war, aber früher umgangen wurde, gefallen lassen. Durch den Eintritt der neuen Bestimmung wurde nun das Nomen aus seinem bisherigen status absolutus in den status constructus gedrückt. Also mußte im Dativ statt χειρῖν die Form χεῖρε oder gar χεῖρες entstehen, also Gleichklang mit Dual oder Nom. Plural. Es war erwünscht, diesen Gleichlaut zu heben. Wie sollte man das wirksamer erreichen als dadurch, daß man die bisherige Endung des Dativ voll angesetzt wieder zur Geltung brachte. Man setzte also im oder in an, wobei jedoch das in i ruhende jod lautbar werden und durch s ersetzt werden konnte. Darnach erklären sich die Formen χείρε-σιν aus χείρε-jin und χείρεσ-σιν aus χείρεσ-jin. Doch stieß man häufig das kurze ε aus und gewann χερσίν. Auf diese Weise erklären sich glatt alle Formen. Man nimmt also den alten Dativ auf ιν, oder was dasselbe ist, den gebräuchlichen Genitiv,

und setzt statt der Endung *ιν* oder *ων* ein *εσσιν* oder *εσιν*. Daß dann die Ausstoßung des *ε* weitere Veränderungen bewirkt, versteht sich von selbst. Durch ähnliche Doppelbildung ist auch im Lateinischen und Indischen der übliche Dativ geschaffen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß der neu zugesetzte Bestandteil nicht ein rätselhaftes i oder *σι* ist, sondern die bestimmte erforderliche Endung des status absolutus, die aber schon die Bedeutung der Dativ-Endung im Sprachgebrauche bekommen hatte. Also ist auch das sog. *ν ἐφελκύστικον* kein willkürliches, sondern ein organischer Bestandteil und verdient nicht den verächtlichen Namen. Freilich blieb es im griechischen Munde gewöhnlich stecken, doch haben sie es vor Vokalen und am Ende des Satzgliedes gewissenhaft gesprochen.

Der Plural der 2. Deklination.

Die Kasus-Endungen der 2. Deklination stammen ebenfalls aus den semitischen Formen des status absolutus und constructus, wie die Endungen der 3. Deklination, sind also auch im Grunde dieselben. Da wir es hier nur mit der materiellen Übereinstimmung zu thun haben, so lassen wir im allgemeinen außer Betracht, ob das herrschende o dieser Deklination die Endung beeinflußt hat.

1. Der Nominativ hat die Endung *οι*. Dieselbe entspricht dem status constructus e oder genauer der syrischen Form ai oder aj. Diese letztere Form konnte griechisch an sich schon ohne alle Bedenken als *οι* gesprochen werden. Was also hebr. ele hieß, wurde griechische *ἐλλοί* = Hirsche.

2. Der Accusativ ist nach dem Gesetze der Kasusbildung zunächst dem Nominativ gleich. Wollten aber die Griechen beide Kasus unterscheiden, so konnten sie das jod des status constructus, welches sie im Nominativ vokalisierten, im Accusativ sibilieren, wie sie es in der 3. Deklination machten. Dann gewannen sie für Accusativ die Endung *ος*. Das wird denn auch wohl die älteste, weil regelrechte Form gewesen sein. Denn dieselbe wurde ja auch von den Dorern noch bisweilen verwendet, was doch wohl schwerlich hätte geschehen dürfen, wenn dieselbe nicht von altersher tief begründet war. Allein diese Form war doch unbequem, weil sie mit dem Nom. Sing. einen Gleichlaut bildete. Deshalb wurde das os in anderer Aussprache durch *ους* ersetzt, mit demselben Rechte, mit welchem man *οὔνομα* für *ὄνομα* sagte. Das war allerdings Willkür, ebenso als wenn die Äoler statt *ος* ein *οις* einführten.

Zur Erklärung des ους im Acc. halten die indogermanistischen Grammatiker es jetzt für nötig, nach Analogie des Sanskrit ein ονς vorauszusetzen, welches mit Ausstoßung des ν das ους ergeben habe. Ich halte das für überflüssig.

3. Das Neutrum hat auch in der 2. Deklination α, welches sich ebenfalls aus der syrischen Endung aj erklärt, mit Unterdrückung des jod.

4. Der Genitiv hat die Endung ων, welche wie die gleiche Endung der 3. Deklination aus dem semitischen îm oder īn entstanden ist. Also hebr. elim = griech. ἑλλῶν. Das genügt zunächst für unseren Zweck vollständig. Doch wollen wir nicht verschweigen, daß in der Bildung dieses Genitives namhafte Schwierigkeiten liegen. Denn die Grammatiker führen hier statt ων auch eine alte, teils zweifelhafte, Form εων und beim Femininum auch αων an. Diese Schwankungen scheinen mir anzudeuten, daß das hier herrschende ο des Stammes ursprünglich auch im Genitiv sich gehalten hat als οων, ähnlich wie im Lateinischen neben dem einfachen um sogar orum (= oum) die gewöhnliche Endung geworden ist. Hierauf werden wir bei Besprechung der Numeri zurückkommen.

5. Der Dativ hat die Endung οις, welches aus οισιν abgekürzt ist. Ich nehme an, daß im Dativ mit Beibehaltung des herrschenden ο die alte Form οιν bestanden hat, freilich gleich dem Dual. Davon ist mit Ansetzung des neuen in oder jin nach Weise der 3. Deklination οισιν geworden. Das ν wurde vernachlässigt, auch das i wurde als zur Unterscheidung nicht nötig aufgegeben und so entstand die gewöhnliche Endung οις, wo nur noch s als Rest des ursprünglichen σιν geblieben ist.

Der Plural der 1. Deklination.

Nach der ersten Deklination gehen Maskulina und Feminina auf a. Aber auch hier ist die gewöhnliche hebräische Endung des Femininum = ot nicht verwertet, sondern beide Geschlechter werden auf dieselbe Weise behandelt, entsprechen dem hebräischen Maskulinum, was auch im Hebräischen noch vorkommt.

1. Der Nominativ αι entspricht also dem hebräischen status constructus e oder genauer der syrischen Form ai. Da mag es sein, daß das herrschende α der 1. Deklination hier die Endung beeinflußt hat. Das wird sich wohl später lösen.

2. Der Accusativ, der nach seinem Ursprunge dem Nominativ gleich sein sollte, hat zur besseren Unterscheidung das jod oder i des Nominativ, wie so häufig sibiliert und so die Endung *ας* geschaffen, welches gewöhnlich lang, doch auch kurz gebraucht wird.

3. Der Genitiv hat *ῶν*, aber ursprünglich *αων*, d. h. es ist für die Endung *ων* = semit. im oder in an das a des Stammes angesetzt, um das a deutlich zu erhalten. Doch ist die dorische Form auch *ᾶν*, wo das a des Stammes nasaliert ist, ich denke ohne Kontraktion.

4. Dem Genitiv *αων* hat nach meiner Ansicht ein alter Dativ *αιν* entsprochen, gleich dem Dual. Aus diesem *αιν* wurde zur Bildung des neuen Dativ der status constructus ai oder *η* = somit syrisch ai und hebr. e gebildet und das sibilierte in oder jin als *σιν* angesetzt; so ergab sich die Endung *αισιν* oder *ησιν*, wovon schließlich die gewöhnliche Form *αις* übrig blieb.

Indem wir den Plural verlassen, nehmen wir die Überzeugung mit, daß die Griechen bei der Bildung ihrer Kasus den semitischen status absolutus und constructus gebrauchten und daß sie selbst bei den Erweiterungen und Neubildungen nur den Stoff der alten durch das Semitische bezeugten Sprache verwerteten, ohne daß es nötig gewesen wäre, aus ihrem Eigenen Zuschuß zu leisten.

Der griechische Singular.

Die Betrachtung des Dual und Plural hat uns das Gesetz bestätigt, daß die Kasus derselben auf den klar unterschiedenen Formen des semitischen status absolutus und constructus beruhen. Deshalb darf man sicher annehmen, daß die Kasusbildung zuerst im Dual und Plural vollzogen wurde, und den Griechen zum Bewußtsein kam. Im Singular dagegen ist die Form für die Kasusbildung viel ungünstiger. Denn insofern das Nomen im Semitischen und ohne Zweifel auch in der alten Sprache ohne besondere Endung als nackter Stamm auftritt, wird der status constructus nur durch die Verkürzung der inneren Vokale bewirkt, z. B. jād = status constructus jăd. Diese Abänderung haben die Griechen nicht nachgemacht, sie bot aber überhaupt keinen Stoff zu verschiedenen Kasusendungen. Es konnte aber das alte Nomen auch vokalische Endung haben ohne grammatischen Wert, wie das hebr. ab, das chald. aba und das assyr. abu völlig gleich ist. Hier war ja schon die Abänderung der Endung möglich durch Kürzung oder Umlaut. So konnte das ā in ă verkürzt werden, ebenso das dazu gehörige Fem.

âh oder ät in ät. Das u konnte ebenfalls verkürzt werden, aber auch leicht den Umlaut i oder o annehmen. Das Hebräische zeigt in dieser Beziehung wenigstens noch Spuren dieser Umlautung. So erscheint im Hebräischen in gewissen festen Wortfügungen ein i als status constructus für u, z. B. ab = Vater, aber ab—i—cha = Vater dein, wo i in abi offenbar für u in abu steht. Die Ablautung o statt u kommt noch vor im status constructus chajato-erez = Tier der Erde, wo o für das alte u steht. Wenn nun diese Abänderung auch nur dürftigen Stoff lieferte, sieht man doch, daß auch schon im alten Singular wenigstens ein Ansatz vorlag, auf welchem die Bildung der griechischen Kasus beginnen konnte. Freilich lag die Sache sehr ungünstig, wenn das Nomen gar keine vokalische Endung hatte. Dann blieb nichts übrig, als zum Zwecke der Kasusbildung ihm eine solche zu geben. Das ist denn auch geschehen.

Der Singular der 3. Deklination.

Den angedeuteten Weg haben die Griechen bei dem Singular der 3. Deklination wirklich befolgt; das zeigt schon folgendes Schema:

Nom. χείρ — jad
Gen. χειρός — jadu } mit u nach
Dat. χειρί — jadu } assyr. Weise.
Acc. χεῖρα — jad oder jada.

Also:

1. Der Nominativ erscheint hier im Griechischen wie Hebräischen als nackter Stamm; die Bildung ist in dieser Hinsicht gleich. Nun erscheinen die Wörter der 3. Deklination zwar meistens nicht als reiner Stamm, sondern durchweg mit einer Ableitungssilbe; aber das hat auf ihre Behandlung keinen besonderen Einfluß. Das kann vorläufig genügen. Doch kann man hier füglich die Erscheinung berücksichtigen, daß der griech. Nominativ, besonders bei den Stämmen die mit Muten schließen, ein eigentümliches s haben, welches man wohl das Zeichen des Nominativ nennt. Wenn das s einen Vokal vor sich hat, stammt es aus einem Konsonanten der alten Sprache, namentlich aus jod waw und t — oft auch aus n und ähnlichen. Wenn es sich aber an eine muta schließt, so ist die Sache dunkeler, z. B. γυψ oder γυπ-σ = hebr. oph = עיף. Woher hier das s? Ich nehme an, daß das s aus dem alten u stammt, welches dem Worte angesetzt werden konnte und im griechischen Genitiv in der That als os erscheint. Das s des Nominativ ist der konsonantische

Rest des dem Genitiv zugesetzten u. Wahrscheinlich ist das u im Nominativ als status constructus verkürzt zu einem konsonantischen w, welches dann in s überging, oder aber das rein griechische s des Genitiv ist in den status constructus, d. h. Nominativ, hinübergezogen. Kurz, man muß annehmen, daß dieses s keine willkürliche Erfindung ist, sondern seine buchstäbliche Unterlage in der alten Sprache hat.

2. Wollten die alten Javanen die Kasusbildung nach Analogie des Plural auch im Singular zur Geltung bringen, so mußte sie notwendig Endungen haben; sie mußten also bei den nackten Wörtern, wie das ja nach alter Weise zulässig war, ein u zusetzen. Diese Form mit u war dann offenbar die vollste Form des Nomens, d. h. sie war jedenfalls status absolutus, und als solcher nach dem Gesetze der Kasusbildung der Genitiv. Dagegen entsprach die verkürzte Form dem Nominativ. Also mußte jad = χείρ als Nominativ gelten, als status constructus; dagegen jadu oder χειρός als status absolutus und Genitiv.

Daß dieses angehängte u griechisch o gesprochen wurde, ist gewöhnlich. Das s ist aus dem in u noch ruhenden w entwickelt, welches semitisch nach Umständen auch ausgesprochen wurde, ähnlich wie jod. Da die Griechen das w nicht brauchen konnten, so mußten sie, wenn es berücksichtigt werden sollte, es entweder vokalisieren oder konsonantisch als s sprechen.

3. Der Dativ war ursprünglich dem Genitiv gleich, die Scheidung beider Kasus erfolgte erst mit der Zeit. Darum ist auch das i des Dativ als eine Abänderung des ursprünglichen u des Genitiv anzusehen. Da u und i überhaupt leicht wechseln, auch im Hebräischen das u durch i vertreten wird, z. B. Gabri-el statt gabru-el, so hat es sicher kein Bedenken, das i des Dativ aus dem u des Genitiv abzuleiten. Es mag übrigens bei dieser Aussprache sich der Einfluß des Plural ων und ιν geltend gemacht haben.

4. a. Der Accusativ hat bei den konsonantischen Stämmen α. Da die Griechen im Genitiv schon u = ος und im Dativ i und jetzt im Accusativ auch α verwenden, so zeigen diese drei Kasus die Reihe der alten Vokale a i u. Dieselben Vokale sind auch schon im semitischen Gebiete von den Arabern zur Bildung der singularen Kasus verwertet, nur nach einem anderen Plane, indem sie u für Nominativ, i für Genitiv und a für Accusativ gebrauchen. Auch das Hebräische zeigt hier wenigstens einen Anfang der Kasusbildung, indem man einen lokalen Accusativ mit einem tonlosen a bilden konnte. Da nun auch die Griechen

dieses a haben, so darf man annehmen, daß dieses a des Accusativ aus dem höchsten Altertume, aus der gemeinsamen Ursprache stammt. Dieses a wurde von den Arabern nasaliert, also an; darin sind die Indier mit ihrem am und die Lateiner mit ihrem abgeschwächten em gefolgt, während die Hebräer und Griechen das einfache a bewahrten. Die Germanen haben von diesem a fast keine Spur.

b. Bei den vokalischen Stämmen dagegen wird der Vokal des Stammes im Accusativ nasaliert mit *ν*. Das trifft in der 3. Deklination zu, namentlich bei *ι* und *υ*, also *ιν* und *υν*. Die Nasalierung hat den Zweck, den Kasus nachdrücklicher und schärfer hervorzuheben. Dieselbe kommt auch im Arabischen vor und im Griechischen auch in der 1. und 2. Deklination. Die Maskulina auf is, welche ursprünglich reines i haben, haben notwendig *ιν*. Die Feminina auf is — eigentlich konsonantisch it — müssen eigentlich alle *ιδα* haben. Aber wegen der Gleichheit des Nominativ sind viele Feminina in die Bahn der Maskulina eingelenkt, so daß sie regelmäßig *ιν* haben. Andere sind doppelwendig, haben *ιν* und *ιδα*, wenn sie auf der vorletzten Silbe den Ton haben. Haben sie aber den Ton auf dem Ende, so ist dadurch die Endsilbe besser behütet; dann haben sie *ιδα*. Ähnlich bei den übrigen vokalischen Wörtern. Wenn das *υ* in *ναῦς* und *βοῦς* vokalisch gefaßt wurde, so mußte *ναῦν* und *βοῦν* gebildet werden. Doch es wurde auch wohl konsonantisch gefaßt, dann bildete man mit Digamma *νέα* und *βόα* = navem und bovem, was bei der Endung *εύς* gewöhnlich geschah.

Dieses a ist die einzige Kasusendung, die nicht auf dem Gesetze der griechischen Kasusbildung beruht, sondern aus der gemeinsamen Ursprache übernommen ist.

Der Singular der 2. Deklination.

Die 2. Deklination umfaßt diejenigen Wörter, die das alte u als Endung unveräußerlich sich angeeignet haben, ähnlich wie es im Assyrischen Brauch war. Das Hebräische hat nur noch leise Spuren dieser Endung. Dieses u hatte ein ruhendes w in sich, welches nach Umständen mobilisiert werden konnte. Das w konnte dann griechisch vokalisiert werden zu *υ*, oder auch zu s sibiliert. — Nach den alten Spuren zu urteilen, wurde das alte u im status constructus i oder auch o — semitisch.

Da nun der semitische status absolutus im Griechischen Genitiv wurde, so mußte die assyrische Form abnu = hebr. eben = status absolutus, der griechische Genitiv *ἵππου* werden; es wurde das in u

ruhende w zu υ vokalisiert und bildete griechisch mit o den Diphtong ου. Zu dieser Form gehört der griechische Nominativ als status constructus, der kurz ist. Diese Verkürzung machte, daß das w nicht vokalisiert, sondern zu s sibiliert den Nominativ ἰπνός bildete. Statt das s zu entwickeln, hätte man das w auch unterdrücken können. Das ist geschehen im Accusativ, der nach dem Gesetze der Kasusbildung dem Nominativ gleich ist, also ἰπνό. Aber die Griechen haben den vokalischen Accusativ stets mit ν nasaliert, hier wie auch in der 1. und 3. Deklination. Diese Nasalierung kommt ja auch im Semitischen mit n und mit m vor, im Arabischen als Nunnation zur Bezeichnung des Accusativ, im Assyrischen als Mimmation. Diese Nasalierung ist also alt und kam schon in der Ursprache vor. Also stellte sich zu dem Nominativ ἰπνός richtig der Accusativ ἰπνόν. Nach dieser Auffassung betrachte ich die Endung ου des Genitiv nicht als Kontraktion, wie gewöhnlich geschieht, sondern als ursprüngliche regelrechte Form.

Aber neben der Endung ου besteht im homerischen Dialekte noch eine alte Form οιο, die man aus oo erklärt und durch Kontraktion zu ου werden läßt. Die Sache erklärt sich so: Da die Wörter nach der 2. Deklination sämtlich das alte u sich unzertrennlich angegliedert haben, so hätte man dieselben auch gerade so deklinieren können, wie die vokalischen Wörter nach der dritten Deklination, wo man im Genitiv stets das ος (= u) findet, als πόλι — πόλι-ος — ἰχϑυ — ἰχϑυ-ος (= ἰχϑυ-u).

Der Genitiv οιο ist also dadurch entstanden, daß zu dem u des Stammes ein neues u hinzugesetzt wurde, nach Weise der 3. Deklination. Also ἰπνοῦ-u = ἰπνοῖ-ο — indem das w ursprünglich durch jod, dem es so wie so sehr nahe stand — zu i vokalisiert wurde. — Das angehängte u = o erscheint hier aber nicht sibiliert, wie in der 3. Deklination. Doch vermute ich, daß dieses o in alter Zeit auch wohl sibiliert worden ist. Darauf führt die Erscheinung, daß in dem alten Pronomen neben ἐμοῦ auch die Form ἐμέο (= ἐμόο) und auch sibiliert ἐμέος erhalten ist. Cfr. lat. solus — Gen. solius — is — ejus.

Auf dieser Stufe der Bildung des Genitiv schwankte also das Nomen der 2. Deklination, ob es sich der 3. Deklination fügen, oder seinen eigenen Weg gehen sollte. Der nicht sibilierte Genitiv ου übte vielleicht Einfluß, daß auch das zugesetzte o nicht sibiliert wurde und sich dauernd von dem Gange der 3. Deklination lossagte.

Also sind die Endungen ου und οιο beide alt, beide selbständig.

Seit Bopp hat man sich gewöhnt, die griechische Endung *οιο* für gleich zu halten mit dem indischen asja. Es versteht sich, daß man dann die indische als die ursprüngliche und die griechische als die abgeleitete betrachtete. Darum erklärt Bopp auch *οιο* als osio. Daß die indische und griechische Form in ihren Bestandteilen gleich sind, ist zweifellos. Aber daraus folgt noch nicht die durchaus gleichmäßige Bildung. Da das griechische o hier dem indischen a entspricht, wie ja auch in der alten Sprache a und u gleichwertig waren, so stellen wir das indische und griechische sivăs und *δῑὄς* nebeneinander. Der fragliche Zusatz mußte im status absolutus, d. h. im Genitiv angehängt werden. So ergab sich *διου-ο* = *διοιο*. Da ist kein s nötig. Dagegen war im Indischen der Genitiv regelmäßig sibiliert, also sivas = *δίου*. Hier mußte zur sicheren Scheidung des Genitiv und Nominativ ein Zusatz gemacht werden. Man setzte a zu und gewann sivas-ja, indem der in dem alten a liegende Spirant als jod verlautbart wurde. Cfr. vesta und *ἑστια* = semitisch esta = chald. אֶשְׁתָּא = Feuer. Also hat das Indische das s nach seiner Weise notwendig, dagegen ist das griechische *οιο* auf griechische Weise selbständig gebildet, ist also nicht abgeleitet, sondern ebenbürtig.

Der Dativ bedarf noch der Erklärung; die Endung ist *ῳ* mit iota subsc., ursprünglich wohl *οι*. Wie mag die Form zu erklären sein? Der Dativ und Genitiv waren ursprünglich gleich, wie noch im Dual, und wo eine Scheidung eingetreten ist, erscheint der Dativ als Abänderung des Genitiv, wie in der 3. Deklination. Dasselbe muß auch hier gelten. Nun war aber die volle Form des status absolutus das *ου* des Genitiv. Für den Fall des Zusatzes änderte sich aber das *ου* auch schon in *οι-ο*. Also war *οι* eine mit *ου* gleichwertige Form; sie konnte also ganz regelrecht den Dativ vertreten. Aber diese Form erscheint gleich mit dem Nom. Plur., obgleich beide Formen ganz verschiedenen Ursprung haben. Es scheint, daß dieser Gleichlaut vermieden wurde dadurch, daß man im Nom. Plur. das i, dagegen im Dativ das o vorwalten ließ — ähnlich im Lateinischen i und o —. Dadurch ergab sich wohl die Dehnung des o zu *ω*; das i, welches aus dem o des Genitiv stammte, hätte man auch nach seiner Natur unterdrücken können. So sollen ja die Äoler sich mit einfachem *ω* begnügt haben, wie die Lateiner. Doch gewöhnlich wurde das i beibehalten, jedoch subskribiert, also *ῳ*. Ob es gesprochen wurde? Vielleicht wurde es bloß zur besseren

Unterscheidung des Dativ beibehalten, besonders mit Rücksicht auf den Dual mit ω.

Wenn das i des Dativ eine Abänderung des zugesetzten u des Genitiv wäre, wie in der 3. Deklination, so hätte es auch wahrscheinlich mehr Geltung behalten. Der indische Dativ sivāja = δίῳ ist nach seinen Bestandteilen augenscheinlich gleich dem griechischen Genitiv διοιο.

Der Vokativ dieser Deklination hat gewöhnlich die Endung ος wie der Nominativ. Das heißt: Der alte O-Laut blieb. Doch konnte das ος auch durch ε ersetzt werden, also φίλος — φίλε. Hier ist also der O-Laut gefallen, und das ersetzende ε hat wohl gar keinen anderen Wert, als das hebr. schwa, welches bloß als Stütze des schließenden Konsonanten dient. Deshalb kann es auch bei vokalischen Wörtern nicht stattfinden; also θεός muß bleiben, kann nicht θεέ gebildet werden. Ähnlich lateinisch wohl amice, aber fili, wo zwar us gefallen, aber doch kein e eingetreten ist. Wenn sich aber bei vokalischen Stämmen das ε findet, so ist das entweder durch ein Digamma gerechtfertigt, oder durch Sprachkünstelei verbrochen.

Der O-Laut liegt in der 2. Deklination allen Geschlechtern zu Grunde. Bei den Maskulinis und Femininis ist das alte u sibiliert, dagegen bei dem Neutrum nasaliert, wie im Lateinischen um und Indischen am.

Der Singular der 1. Deklination.

Nach dieser Deklination gehen Nomina männlichen und weiblichen Geschlechtes. Beiden gebührt nach dem Altgriechischen die Endung α Dieses α ist aber bei den verschiedenen Geschlechtern verschiedenen Ursprunges. Da dasselbe nach dem Geschlechte auch verschiedene Deklination hat, so müssen wir scheiden.

1. Das altgriechische maskuline α entspricht dem semitischen maskulinen a, wie es sich im Chaldäischen und anderen Dialekten erhalten hat. Das Hebräische hat kaum Spuren. Das hebr. a wurde mit h, also āh geschrieben, das chaldäische mit Aleph, also אָ — neben hebr. הָ Im späteren Griechisch wurde dieses a mit ας oder ης gegeben, indem der das a begleitende konsonantische Hauch mit s sibiliert wurde. Daher abba = ἄββας und Jehudah = Judas. Bei dem gewöhnlichen Nomen ist im Griechischen dieses α und sein Stellvertreter ας und ης selten, doch hat es sich in den verbalen Substantiven wieder reichlich entschädiget, ποιητᾰ́.

Als älteste und ursprüngliche Endung des Nominativ ist also das kurze α anzusehen, entsprechend dem status constructus. Ist der Nominativ status constructus, dann muß der Genitiv als status absolutus ein langes ᾱ haben. Und richtig, dieser Genitiv mit ᾱ kommt ja auch noch vor im Dorischen und hat sich bis in die klassische Zeit erhalten. Freilich soll nach der Grammatik dieses lange α des Genitiv aus αο kontrahiert sein; es ist unnötig, dieses anzunehmen. Das lange α ist nach dem Gesetze der indogermanischen Kasusbildung die regelrechte Endung. Daß das richtig sei, beweiset die gleiche Bildung im Femininum und in der 2. Deklination. Ja man darf annehmen, daß auch der Dativ ursprünglich, als dem Genitiv gleich, dieses lange α gehabt hat, ähnlich wie in der 2. Deklination der Dativ ω gehabt hat, wie im Lateinischen. Auch hier giebt das Latein Zeugnis, da es im Ablativ, der doch nur eine Nebenform des Dativ ist, gleichfalls das lange einfache a aufweiset.

Im Accusativ wurde das a des Stammes mit ν nasaliert, also αν, wie bei den vokalischen Wörtern überhaupt. Also sind die ursprünglichen Endungen der ersten Deklination im Maskulinum: ᾰ — ᾱ — ᾱ — ᾰν.

Aber mit diesen einfachen Endungen hat man sich nicht begnügt. Auch hier wurde im Genitiv ein o zugesetzt, also ᾱο. Dieses ist das alte willkürliche u und die Form αο = au ist als status absolutus zu betrachten. Weil das o offenbar wegen der besseren Unterscheidung zugefügt wurde, so wurde es offenbar mit einem gewissen Nachdrucke gesprochen; dadurch wurde das ᾱ, dessen Länge zur Unterscheidung nicht mehr nötig, zu ε abgeschwächt und o selbst zu ω verlängert, wobei dann εω einsilbig gesprochen wurde. Das ᾱο, zunächst abgeschwächt zu εο, wurde dann zu ου kontrahiert, welches die gewöhnliche Endung wurde.

Dieses zugesetzte o (= u) kam auch dem Dativ zu gute in der Aussprache i, welches dem ᾳ untergeschrieben wurde. Ist dieses i gesprochen worden? Nach der Analogie des Lateinischen ae = ai ist das anzunehmen. Aber es hatte immerhin ein gedrücktes Dasein. Es scheint, daß sich der alte einfache Dativ mit ᾱ auch behauptete, wie er ja im Latein als Ablativ auch bestehen blieb.

Nachdem der Genitiv das o angenommen, war im Genitiv und Nominativ die Länge und Kürze nicht mehr maßgebend. Wie das lange a im Genitiv abgeschwächt wurde zu ε, ebenso wurde das kurze a des

Nominativ des größeren Nachdrucks halber, der dem Nominativ gebührt, zu ᾱς und ης erweitert.

Wenn das o des Genitiv ein s angenommen hätte, wie es ja zulässig war, so hätte sich das εος der 3. Deklination gefügt. In der That kommen zwischen der 1. und 3. Deklination Schwankungen vor, so daß Wörter nach der 1. Deklination namentlich den Accusativ nach der 3. bilden, und umgekehrt Wörter der 3. Deklination auch Formen der ersten aufweisen. Dieselbe Erscheinung kommt bei der 2. und 3. Deklination vor.

2. Das Femininum hat im Genitiv die Endung ᾱς — ης. Diese Genitiv-Endung als status absolutus ist entstanden aus der semitischen Endung āt, wie sie chaldäisch und assyrisch vorkommt, im Hebräischen meist zu ah erweicht ist. Der semitische status constructus hat immer ăt, d. h. verkürzt, auch bei dem hebräischen āh. Diesem status constructus ist der Nominativ im Griechischen entsprungen, dessen Endung ă also aus ăt geworden ist, indem das t abgestoßen wurde, weil die Griechen ein solches am Ende nicht duldeten, wie auch in σῶμα statt σῶματ, daher Genitiv σώματ-ος. Dieses Wort zeigt zugleich, daß das Wort, wenn das τ im Genitiv erhalten blieb, mit Zufügung eines ος nach der 3. Deklination ging und Neutrum wurde, z. B. ἄλειφαρ (= semitisch halebat) = ἀλείφατ-ος. Als Abweichung ist es anzusehen, wenn das α des Nominativ lang erscheint, namentlich nach Vokalen und nach Rho; und ebenso ist es griechische Eigentümlichkeit, daß das lange α dann leicht durch η ersetzt wurde. Dieses η hat offenbar mit der hebräischen Endung ĕt nichts zu schaffen. Die Verlängerung des α konnte hier dem Nominativ zuliebe ohne Bedenken eintreten, da es von dem langen ā des Genitiv durch das Femininum s hinlänglich unterschieden war.

Der Accusativ wurde auch hier einfach dadurch gebildet, daß die Endung des Nominativ nasaliert wurde, also: ἄν, ᾱν, ην.

Der Dativ fand hier Schwierigkeit. Er mußte eigentlich ursprünglich dem Genitiv gleich sein. Ob das hier je der Fall gewesen? Thatsächlich erscheint nur der Dativ mit dem gewöhnlichen Zusatze des i, welches aber einfach an das α des Stammes angesetzt wird, gerade so wie im Lateinischen ae. Diese zusammengesetzte Endung ae oder ursprünglich āi (= āu), hat im Lateinischen ja auch im Genitiv das einfache as verdrängt.

Hiermit wollen wir die Erklärung der griechischen Deklinationen verlassen. Ich habe beweisen wollen und hoffentlich auch den Leser überzeugt, daß der semitische status absolutus und constructus in der That die Grundlage der ganzen griechischen Deklination bildet.

Wir staunen mit Recht, daß der griechische Geist aus so dürftigen Mitteln seine zwar maßvolle, aber doch reiche und klassische Deklination schaffen konnte.

Die indogermanischen Deklinationen.

Unser Ziel, die Verwandtschaft des semitischen und indogermanischen Sprachstammes zunächst in der Deklination zu beweisen, ist durch die gegebene Abhandlung thatsächlich bereits erreicht. Denn da die semitischen Sprachen sämtlich doch nur eine mundartliche Verschiedenheit bei sonst wesentlicher Übereinstimmung zeigen, und da andererseits besonders seit den maßgebenden Arbeiten Bopps die Übereinstimmung aller indogermanischen Sprachen namentlich auch in der Deklination als ausgemachte Thatsache allgemein anerkannt wird, so folgt von selbst, daß das Semitische, als genügender Vertreter der gemeinsamen Ursprache, die richtige und sichere Grundlage, wie der griechischen so auch der übrigen indogermanischen Deklinationen überhaupt bietet. Wenn wir nun doch die indogermanischen Deklinationen noch besonders in Betracht ziehen, so geschieht das nicht so sehr deswegen, weil es ja einen Reiz hat, dieselben mit unserem neuen Maßstabe auszumessen, sondern weil diese Betrachtung doch noch wesentlich dazu dient, die bereits gefundene Übereinstimmung weiter aufzuklären und zu bestätigen. Dabei hat es besonderen Reiz, die oft eigentümlich merkwürdigen Abweichungen zu finden und zu würdigen. Doch da auf diesem weiten Gebiete uns vielfach das Zeug fehlt, so wolle der freundliche Leser genügsam sein, wenn wir mit bescheidenen Mitteln Bescheidenes bieten.

Die lateinische Deklination.

Unter allen japhetitischen Sprachen steht die lateinische in der Deklination augenscheinlich der griechischen am nächsten. Selbst die Gruppierung aller nominalen Abänderungen nach den drei Deklinationen kehrt im Lateinischen im wesentlichen entsprechend wieder. Nur gehen die Lateiner über diesen Rahmen noch hinaus, indem sie einige zwar wenige aber doch eigentümliche Abänderungen als 4. und 5. Deklination aufstellen. Dieselben erweisen sich jedoch als Abzweigungen der übrigen.

1. a. Die erste Deklination umfaßt, wie im Griechischen, maskuline und feminine Nomina. Doch hat das Lateinische im Nom. Sing. das kurze ă, entsprechend dem semitischen status constructus in beiden Fällen richtig behalten ohne nachträgliche Verlängerung und auch ohne s. Darum werden beide Geschlechter gleichmäßig dekliniert. Zwar hat sich im Genitiv das alte Femininum ās = gr. ᾱς als seltenes Familienstück — pater familiās — erhalten, ist jedoch schon frühzeitig durch das dem griechischen Maskulinum ᾱο entsprechende āi, später ae gesprochen, ersetzt. Man erklärt übrigens diesen Zusatz des i leichter unmittelbar aus dem semitischen u als aus dem griechischen *o*. Wie der Dativ nach dem Gesetze der indogermanischen Kasusbildung ursprünglich dem Genitiv gleich ist, so ist er es hier mit der Endung ae auch geblieben. Den Accusativ haben auch die Lateiner nasaliert und zwar mit m, wie die Indier. Der Ablativ mit langem ā ist als alter Dativ zu fassen, der durch das lange ā sich als status absolutus dem kurzen ă des status constructus im Nominativ gegenüberstellt.

b. Im Plural bedarf der Nominativ und Accusativ ae und as neben dem griechischen *αι* und *ας* keiner Erklärung. Sie entsprechen beiderseits der syrischen Form des status constructus ai oder aj, vokalisiert oder sibiliert. Der Dativ īs entspricht dem griechischen *αις*, so daß durch das Gewicht des is das a unterdrückt ist. Die seltene Nebenform abus erklärt sich bei der 3. Deklination. Der Genitiv hat arum, selten um = griechisch *ῶν* und hebräisch im. Das arum erklärt sich dadurch, daß die alte Endung der Plural des status absolutus = im oder jim in der Aussprache jum an das a des Stammes gesetzt ist, also ajum oder aüm, rhotiert = arum. Die seltene Endung um ist wohl aus āum durch ĕum = *εων* verkümmert.

2. Die 5. Deklination schließt sich völlig an die erste. Wie das a der 1. Deklination dem hebräischen at entspricht, so das es der 5. dem hebräischen et, nur daß hier das t beibehalten und als s gesprochen ist. Darum sind auch die Wörter nach der 5. Deklination Feminina und haben häufig eine Nebenform nach der 1. Deklination, z. B. materia und materies. Alle übrigen Kasus des Singular und Plural sind von der ersten Deklination nur durch e statt a unterschieden. Doch ist im Nom. Plur. der Diphthong ei, den die Römer ja nur in dem hei (= heu) = weh, der vulgären Sprache hatten, durch das sibilierte es ersetzt. Dieses es stammt aus dem semit. status constructus e oder ej.

Das Wort requies kann das t beibehalten und requiet-is nach der 3. Deklination bilden.

3. a. Die 2. Deklination hat kurzes us im Nom. Sing. für Mask. und Fem. und um für Neutrum, gleich dem griech. *ος* und *ον* sibilierte oder nasalierte Umänderung des alten (assyr.) u. Das i des Genitiv ist lang und wie das griechische *ου* als Umlaut des alten status absolutus u zu fassen. Der Dativ hat lang ō, aber ohne i, welches er auch wohl nie gehabt hat. Denn da der Genitiv i hat, aus u entwickelt, so konnte das ebenfalls aus u umgelautete ō zur Unterscheidung allein genügen. Es bedurfte keines unterscheidenden Zusatzes. Die ursprüngliche Einheit des Dativ und Ablativ ist hier also, wie im Plural überhaupt, geblieben. Der Accusativ ist nasaliert.

b. Der Nom. Plur. mit seinem i schließt sich an den hebr. status constructus e oder ej, ähnlich wie das griechische *οι* näher an das syrische ai. Der Genitiv hat zwei Formen orum und seltener einfach um. In orum (= oum) ist das ursprüngliche u der Nominalendung als o erhalten und die Pluralendung um = semitisch im angesetzt. Dagegen ist die Endung um = griech. *ων* wohl nicht durch Synkope, sondern dadurch zu erklären, daß die volle Endung um unmittelbar an den Stamm gesetzt wurde, zumal da die Lateiner die Endung us = semitisch u oft schon ausließen, wie die Hebräer, z. B. faber — fabrum. Da war nun ein orum möglich, insoweit man bei faber das alte u ergänzte, also fabrus — fabrorum.

Der Dativ is oder selten obus = is und abus der 1. Deklination. Das ōs des Accusativ entspricht dem griechischen *ους*. Wenn es richtig ist, daß das *ους* aus os verlängert ist, so wird man zur Erklärung des ōs einen Nominativ oi voraussetzen dürfen, welcher sibiliert os und verlängert ōs gab. Der semitische status constructus, syrisch ai oder aj, ist sibiliert.

4. Die 4. Deklination hat ohne Zweifel Schwierigkeiten. Dieselben sind auch noch keineswegs gehoben durch die Annahme, daß die 4. Deklination sich an die 3. anlehnen soll. Denn die Wörter auf us stellen sich doch auffallend zur 2. Deklination. Das beweisen die Wörter, welche zwischen der 4. und 2. Deklination schwanken. Dazu kommt, daß die entsprechenden Wörter im Griechischen nach der 2. Deklination gehen. Nach dem Schwanken der Wörter zu urteilen, scheint diese Deklination überhaupt einer Verlegenheit ihr Dasein zu verdanken. Die bezüglichen Wörter sind wesentlich zweierlei Art, alte Namen, die besonders dem

Hausrate angehören, und abgeleitete Verbalia abstrakter Bedeutung. Unter den ersteren sind viele Feminina. So ist neben socer = ἑκυρός das Femininum socrus = ἑκυρά gebildet, ähnlich gener und (g)nurus. Diese Bildung macht dem sittlichen Gefühle Ehre, brachte aber doch Verlegenheit bei der Deklination. Da in diesem Falle, abgesehen von der nachträglichen Abänderung des Stammes, das us zu dem Begriffe gehörte, mußte es erhalten werden, konnte sich nicht schlechtweg der 2. Deklination fügen. Zur Deklination genügte, wenn nach dem Gesetze der Kasusbildung das us im Nom. kurz und im Genitiv lang gebraucht wurde. Dem entspricht auch der Dativ ū, der ja gebräuchlich war = u des Abl. Der Accusativ ist dann um. Bei diesen Formen ist die Annahme eines Zusatzes nicht nötig. Allerdings ist es richtig, daß nachträglich dem Dativ das übliche i zugesetzt ist. — Bei diesen Femininis liegt vielleicht in einzelnen Fällen die alte Fem.-Endung ut zu Grunde; dafür spricht der Umstand, daß bei einigen neben dem Genitiv us auch oris nach der 3. Deklination vorkommt: penūs und penŏris. Bei der anderen Art, den Verbalien, die abstrakte Bedeutung haben, könnte man eben deshalb auch an das Femininum ut denken, wenn sie nicht sämtlich so entschieden Maskulina wären und die entsprechenden griechischen nicht nach der 2. Deklination gingen. Deshalb muß man das us derselben mit dem us der 2. Deklination gleichstellen. Der Zwang der abweichenden Deklination lag hier augenscheinlich in dem sonst entstehenden Gleichlaute mit dem gleichen verbalen Participium. Das Neutrum dieser Deklination auf u ist hier auf die Seite der Feminina zu stellen. Sein Plural cornua zeigt, daß er nach dem Gesetze der Kasusbildung als status constructus zu dem Gen. cornuum gebildet ist. Deshalb wird man dasselbe auch bei dem ūs der Mask. und Fem. sagen müssen, so daß ūs mit Annäherung an die 3. Deklination aus ues entstanden wäre. Es war das eine Zwangsbildung. Aus dem Ganzen schließe ich, daß die 4. Deklination ihre Entstehung dem Umstande verdankt, daß die Wörter mit Mask. us, die der 2. Deklination, und die mit Fem. ut, die der 3. Deklination hätten zufallen sollen, verhindert waren oder doch Bedenken trugen, der regelmäßigen Deklination zu folgen.

Die lateinische 3. Deklination.

Sie entspricht ganz der griechischen dritten. Da von den alten Vokalen a und u der 1. und 2. Deklination zufallen, so bleibt für die dritte das i (is). Dazu gesellt sich die Menge der konsonantischen Stämme.

a. Daher hat der Nominativ sehr verschiedene Gestalt. Der Genitiv hat is und der Dativ i, entsprechend dem griechischen ος und ι. Im Accusativ ist die Unterscheidung zwischen dem ν der vokalischen und dem α der konsonantischen Stämme, wie im Griechischen der Fall ist, nicht aufrecht erhalten. Ursprünglich mögen die vokalischen Stämme wohl alle im = griech. ιν gehabt haben, welches jedoch mit der Zeit auch vielfach em gesprochen wurde. Das em der konsonantischen Stämme hat jedoch offenbar einen anderen Ursprung. Es ist entstanden aus dem alten a des Accusativ, welches aber nasaliert wurde, wie im Indischen. Das so erwartete am ist zu em abgeschwächt. Auf diese Weise wurden die beiden Endungen der vokalischen und konsonantischen Stämme vermengt und ihr wesentlicher Unterschied vermischt. — Der Ablativ hat als Nebenform des Dativ auch dessen Endung i, doch gewöhnlich in der veränderten Aussprache e.

b. Der Nominativ und Genitiv Plural verhalten sich, wie im Griechischen, als status constructus und status absolutus es und um = hebräisch e (ej) und im. Mit dem Nominativ stimmt auch regelrecht der Accusativ und die Lateiner haben den Gleichlaut ungestört beibehalten. Weil im alten Latein der Accusativ eis und īs hatte, ist es doch nicht ratsam, indogermanisch den sanskritischen Accusativ auf ns zur Erklärung herbeizuziehen, da ja auch der Nominativ diese Endung gehabt hat.

Eigentümlich ist der Dativ gebildet. Er ist, wie im Griechischen, eine Doppelbildung, doch sich näher an das Indische schließend. Da der Dativ in der alten Sprache mit dem Genitiv dieselbe Gestalt hatte, so verdanken beide Kasus ihre Bildung der gegenseitigen Auseinandersetzung. Ich nehme dabei an, wie auch im Griechischen geschehen, daß die ursprüngliche gemeinsame Endung das ganz hebräische im gewesen ist, z. B. vatim. Nun wurde zuerst durch veränderte Aussprache ein Genitiv vatum ausgeschieden. Aber auch das für den Dativ bleibende vatim wurde beanstandet, wohl wegen eines täuschenden Gleichlautes etwa mit dem Dativ Singular bei der gewöhnlichen Unterdrückung des m, oder auch mit dem Accusativ Singular. Kurz man fand sich genötigt, dem Dativ eine schärfer unterschiedene Endung zu geben. Die Griechen, wie wir gesehen, haben in diesem Falle die semitische Maskulin-Pluralendung in nochmal angesetzt. Hätten die Lateiner das auch so gemacht, so hätten sie die Form vatimim bekommen, oder auch nach ihrem Munde: vatimum. Obgleich die Lateiner nun diese Doppelung in der Wortbildung nicht scheuten, so haben sie doch in der Deklination sich damit nicht befreunden wollen.

Sie wählten also die hebräische Pluralendung ot, die zunächst zwar Feminin war, doch auch schon im Semitischen maskulin gebraucht wurde. Dieses hebräische ot wurde assyrisch at, aber auch ut gesprochen, und wurde lateinisch us gesprochen, weil das semitische t auch schon von den Semiten häufig als s gesprochen wurde. Also ergab sich für den neuen Dativ die Form vatim-us. Daß man nun aber statt vatimus ein vatibus sprach, ist bei der großen Ähnlichkeit des m und b eine wahre Kleinigkeit, die auch im Keltischen vorkommt. Übrigens ist diese lateinische Bildung des Dativ ganz ähnlich der indischen, oder auch ganz gleich.

Es versteht sich von selbst, daß die entsprechenden Dative der andern Deklinationen als abus, ebus, obus, ubus ähnlich entstanden sind, wie das ibus der dritten. Doch ist dabei der Unterschied auffallend, daß der jeweilig herrschende Vokal erhalten ist. Das erklärt sich daraus, daß die zu Grunde liegende Form nicht mit im, sondern durch einfache Nasalierung des Stammvokals gebildet war. Darüber später.

Das Neutrum der 3. Deklination ist natürlich im Singular verschieden gestaltet. Der Plural dagegen hat im Nominativ und Accusativ stets a. Dieses a erklärt sich als status constructus aus dem semitischen e oder besser syrisch ai oder aj, wovon im Lateinischen das jod unterdrückt ist.

Die indische Deklination.

Diese sieht sich auf den ersten Blick sehr fremd an, namentlich wegen des vorherrschenden breiten und steifen a, welches nicht bloß dem griechischen a der 1. Deklination, sondern auch dem o der 2. und 3. Deklination entspricht, z. B. svas, sva, svam = *σφος, σφα, σφον*. Darum ist auch die in den alten Vokalen a, u, i tiefbegründete und schöne Dreiteilung der griechischen Deklination im Indischen nicht angebracht. Doch wir wollen uns im schwülen Thale des Ganges nicht lange verweilen, nur kurz die wesentlichen Stücke merken:

1. Der Singular hat im Nominativ bei den vokalischen Stämmen das bekannte s für Maskulin und Feminin. Doch das abgeleitete Fem. a und i bleibt ohne s, wie die konsonantischen Stämme. Also ähnlich wie im Griechischen.

Der Genitiv hat bei allen Geschlechtern wenigstens s, meist die volle Endung as = griechisch *ος*. So haben as zunächst alle konsonantischen Stämme. Die Stämme auf i und u verlängern beim Maskulinum diese Vokale zu is und us, beim Femininum ebenso, doch

erscheint beim Fem. auch häufig das lange ās = griech. ως und φύσεως. Die Mask.-Stämme auf a, also Nominativ as = griechisch ος der 2. Deklination haben eigentümlicher Weise im Genitiv asja = griechisch οιο, indem das zugesetzte alte a (= u) an die sibilierte Endung des Stammes gesetzt wird.

Der Dativ hat, abgesehen von Abänderungen, wesentlich die Endung e, also naus — nave = lateinisch navi. Der zum Dativ gesellte Lokativ hat i, also navi = lat. Ablativ nave. Also umgekehrt wie im Lateinischen, weil e und i in beiden Sprachen im Grunde gleich sind.

Ein besonderer Ablativ kommt im Indischen nur bei den Mask.-Stämmen auf a vor und hat die Endung āt. Sonst wird der Ablativ durch den Genitiv vertreten. Diese nahe Beziehung des Ablativ zu Genitiv läßt vermuten, daß die Endung āt die alte semitische Fem.-Endung des status absolutus = āt ist. Die Fem.-Endung bei maskulinen Wörtern verschlägt in der Deklination nicht; kommt ja auch sonst vor.

Der Accusativ nasaliert die vokalischen Stämme mit m, also am, um, im. Doch bei konsonantischen Stämmen wird das alte a, aber zu am nasaliert angesetzt = griechisch α und lateinisch em. Die Neutra haben im Accusativ die Form des Nominativ.

2. Wenn schon der indische Singular trotz der Verschiedenheit der nominalen Formen so auffallend mit dem Griechischen und Lateinischen stimmt, so ist das bei dem einförmigen Plural noch mehr zu erwarten. Stellen wir die Hauptkasus zusammen:

Indisch	navas	navam	naubjas	navas
Lateinisch	naves	navium	navibus	naves.

Der Augenschein lehrt die Übereinstimmung.

Doch ist noch manches zu bemerken, daher:

a. Der Nominativ hat für Maskulin und Feminin die Endung as. Nicht bloß die Wörter, welche der griechischen 3. Deklination entsprechen, sibilieren die Endung, wie navas = νῆες, sondern dies thun auch die Wörter, welche der 1. und 2. griechischen Deklination entsprechen. Also sivās und sivā = δῖος und δῖα hat im Plural sivās und sivās = δῖοι und δῖαι. Das Indische weicht also hier vom Griechischen ab, stimmt dagegen mit dem Gotischen.

Das Neutrum hat im alten indischen Dialekte ā und u — also sivā — δῖα, doch im klassischen Sanskrit die verlängerte Form sivāni.

b. Die Endung des Genitiv ist ām = griechisch ων — lateinisch um. Dieses einfache ām bleibt bei allen konsonantischen Wörtern, z. B. marutas — marutām und auch bei den einsilbigen vokalischen Wörtern, indem sie einen Konsonanten aus dem Vokale entwickeln als naus — navām = ναῶν und navium. Dagegen haben die mehrsilbigen vokalischen Stämme eine verlängerte Endung, indem sie das am mit einem n an den Vokal des Stammes setzen. So ergeben sich die Endungen anam, unam, inam. Es fragt sich nun, wie diese schwierige Erscheinung zu erklären sein mag. Die Gelehrten sind verschiedener Ansicht. So nennt Bopp das fragliche n ein Einschiebsel, d. h. er sieht es als einen bloß euphonischen Bestandteil an. Demnach wäre dieser verlängerte Genitiv bei den vokalischen Stämmen doch die eigentliche und ursprüngliche Form des Genitiv. An und für sich ist gegen diese Ansicht, wie ich sehe, kaum was zu erinnern und könnte durch Analogie des Griechischen und Lateinischen noch gestützt werden. Aber ich kann mich mit dieser Auffassung nicht befreunden. Denn ich suche nach einer Erklärung, die sich dem Gesetze der indogermanischen Kasusbildung fügt, wo möglich dasselbe bestätigt. Das thut aber die Boppsche Auffassung nicht. Denn nach diesem Gesetze muß ich den Genitiv als status absolutus ansehen und den Nominativ als den dazu gehörigen status constructus. Demnach müßte dem Genitiv sivanam ein Nominativ sivānas entsprechen; aber der Nominativ heißt sivas, was einen status absolutus sivam voraussetzt, wie es ähnlich bei den konsonantischen Stämmen der Fall ist. Deshalb halte ich den verlängerten Genitiv nicht für die ursprüngliche Form. Deshalb gefällt mir eine andere Ansicht besser, welche annimmt, daß in diesem verlängerten Genitiv sivanam eine Doppelbildung stecke, indem an sivam nochmals die Endung am angesetzt sei, so daß aus sivam-am mit Veränderung des m zu n sivanam geworden sei. Aber warum das? Der Grund ist nach meiner Meinung zu suchen in dem Verhältnisse des Genitiv und Dativ, d. h. in der Auseinandersetzung dieser beiden Kasus. Auch die indische Deklination ist, wie die griechische, hervorgewachsen aus den beiden Formen des status absolutus und constructus der alten Sprache. Die Indier haben nun den Plural = status absolutus ursprünglich dadurch gebildet, daß sie den Vokal des Stammes einfach nasalierten und zugleich verlängerten, also siva — sivām, ohne eine volle Endung am anzusetzen. Dies Verfahren kam ja auch im Hebräischen und Griechischen vor und besonders im Gotischen. Darnach ergaben sich im Indischen die Pluralformen =

status absolutus = am, um, im, geradeso wie im Gotischen. Wie nun im Gotischen der Nominativ sich als status constructus dieser Formen erklärt, so ist dies auch im Indischen der Fall. Und was vom Nominativ gilt, gilt noch schärfer von dem Accusativ, nur mit Ausnahme der vokalischen Stämme mask. Geschlechts. Daraus muß man die Überzeugung gewinnen, daß diese Formen auf am, um, im, welche einfach den Stammvokal nasalieren, den ursprünglichen indischen Plural = status absolutus darstellen. Von den konsonantischen Stämmen mit am muß man dasselbe sagen, da das a dieser Endung als ursprünglich dem Stamme eigen anzusehen ist. Es gab also in Indien notwendig eine Stufe der sprachlichen Entwicklung, wo diese einfach nasalierte Form die einzige Form des noch vereinigten Genitiv und Dativ war.

Dann folgte die Scheidung zwischen Genitiv und Dativ und jeder Kasus erhielt eine eigene Endung. Diese Scheidung geschah im Griechischen zunächst bloß durch andere Aussprache, indem die alte generalisierte Endung *ιν* für den Dativ blieb und der Genitiv dessen Abänderung *ων* erhielt. Diese Weise war jedoch im Indischen nicht möglich, da die drei Endungen nicht zu einer einzigen generalisiert waren, und die Vokale der drei Endungen des Sinnes wegen nicht in eine einzige, wie doch nötig war, umgelautet werden konnten. Nun war die Zeit gekommen, wo der verlängerte Genitiv geschaffen werden konnte und mußte. Da kann man in der That zweifelhaft sein, wie die Bildung desselben geschehen ist, ob ein am mit n an den Vokal des Stammes gesetzt, also sivā-n-ām, oder ob an den vorhandenen Genitiv (und Dativ) sivam mit Verwandlung des m in n die volle Endung des Plural am angesetzt ist, also sivān-ām. Denn beide Weisen sind zulässig, und durch beide erklärt sich die Form. Vergleichen wir aber das Griechische und lassen wir die griechische Analogie sprechen, so finden wir im Griechischen keine Doppelbildung. Denn bei den konsonantischen Stämmen finden wir bloß den generalisierten Umlaut der alten Form = *ων*, dagegen ist bei den vokalischen Stämmen *ων* an den Vokal des Stammes gesetzt, also *ἡμῖν* und *ἡμῶν πόλιν* — *πόλιων*. Ähnlich im Lateinischen. Darnach müßten wir schließen, daß im Indischen der verlängerte Genitiv in der That dadurch entstanden sei, daß die volle Endung am an den Vokal des Stammes gesetzt und die dadurch entstehende Härte durch Einschiebung des n gehoben sei. Ähnlich wie im Lateinischen aus aum durch r arum geworden. Aber besser folgen wir der gotischen Analogie, wo unter Umständen Nominativ, Genitiv und Accusativ durch schwache, d. h. durch

doppelte Deklination gebildet werden. So erklärt sich indisch der Genitiv ānām und ebenfalls der Accusativ n oder ns und das Neutrum ani dadurch, daß der ursprüngliche Plural sivam als sivan die Grundlage einer neuen Deklination wurde, welche sivanam, sivan = sivans und sivani bilden konnte.

Der Dativ sollte aber auch nicht in der alten gemeinsamen Form bleiben, ebenso wenig wie im Griechischen und Lateinischen. Wie die Lateiner, so schufen auch die Indier den neuen Dativ dadurch, daß sie die alte Fem.-Pluralendung ot oder assyr. at in der Aussprache yas an die bisherige Form ansetzten, also sivam-yas, wobei jedoch das m in ein weiches b überging, also sivabhyas — oder kavim = kavibhyas — Genitiv kavīnām oder bhanum — Genitiv bhanunam und Dativ bhanubhyas. —

Der Ablativ ist dem Dativ gleich und der Instrumental mit seiner Endung bhis ist nur eine Abänderung des Dativ bhyas. — Cfr. lat. nobis. — Der Lokativ ist als Nebenform des Genitiv mit Fem.-Endung anzusehen. Also neben navam ein navōs (os und semitisch ōt). Diese Form galt aber als Genitiv Dual. Daher wurde hier os umgesetzt in su, also nausu = navos. Ist nicht mit griechischem *ναυσι* zu vergleichen.

Der Accusativ hat in der Regel die Endung as bei vokalischen Stämmen auf a und bei den konsonantischen. Ebenso haben die Stämme auf i und u — is und us. Diese Formen erweisen sich als status constructus zu dem ursprünglichen alten Genitiv auf am, um, im. Davon machen aber die maskulinen Stämme mit vokalischem Ausgange eine Ausnahme, denn sie haben statt s ein n, was nach klassischen Begriffen höchst auffallend erscheint. Ich verstehe die Sache so: Der Accusativ ist status constructus zu dem Genitiv nach dem Gesetze der Kasusbildung. Gebildet ist nun aber der Accusativ bei den weiblichen Wörtern regelmäßig und zwar von der alten Form des Genitiv, also sivām — sivas. Also muß auch die maskulinen Form mit n — sivan seinem Werte nach als status constructus gelten. Nur hat man sich hier begnügt, daß man den status constructus durch bloße Abschwächung bezeichnet, also sivam zu sivan. Es war bei dieser Bildung offenbar darum zu thun, wenigstens bei den Maskulinis eine unterschiedene Form für den Accusativ zu gewinnen. Das tritt eben recht grell hervor in der Unterscheidung bei dem Maskulinum pitran = patres und matras = matres.

Daß der Accusativ mit n = sivan als abgeschwächter oder noch halber status absolutus sich darstellt, erklärt sich aus dem Umstande, daß bis zur Kasusbildung der status absolutus ja auch im Accusativ und Nominativ Geltung hatte, also in allen Kasusverhältnissen. Das war also noch eine in der That schwache Deklination, wie sie aber auch im Germanischen seit ältester Zeit besteht und zwar mit der nämlichen Abänderung des m zu n, wo doch schon eine Art status constructus bezeichnet zu sein scheint, z. B. im Althochdeutschen.

Zu diesem Accusativ auf n gibt es aber noch eine alte Nebenform im vedischen Dialekte, nämlich mit zugesetztem s, also ns in ans, uns, ins (= gotisch). Da die Form nach dem Gesetze ein status constructus sein muß, so ist sie von dem Genitiv — und zwar von dem alten oder von dem verlängerten — abzuleiten.

Leitet man sivans von dem verlängerten Genitiv sivānam ab, so muß es regelmäßig heißen sivānās; dann wäre also das kurze a unterdrückt. Will man aber sivans von dem alten Genitiv sivam oder dessen Abänderung sivan herleiten, so muß man annehmen, daß der alte Genitiv, noch für alle Kasus geltend, zur Grundform einer neuen Deklination gemacht wurde, was ja auch im Gotischen als schwache Deklination vorkommt. Und dieses möchte doch wohl der Wahrheit entsprechen, zumal weil auch der verlängerte Genitiv selbst auf diese Weise entstanden sein kann. Vgl. sivam mit got. Dat. hanam — Accus. sivans mit got. hanans und Gen. sivanam mit got. Dativ namnam. Daß in diesen verwickelten Bildungen leicht sich Willkür und Störung geltend machte, liegt in der Natur der Sache. Denselben Weg gehen auch die Neutra mit der Endung ani, uni, ini, wobei die beiden ersten jedoch auch einfach a und u haben.

3. Der indische Dual.

a. Da wir gefunden haben, daß die indischen Kasus dem Gesetze der indogermanischen Kasusbildung folgen, so muß auch im Dual der Nom. und Acc. regelrecht dem stat. constr. und der Genitiv und Dativ dem stat. abs. entsprechen. Da nun der stat. abs. im Semitischen wie Indogermanischen zunächst im Plural mit einem Nasal gebildet wird — hebr. und indisch mit m — so muß Nom. und Acc. im Dual von der Form mit m abgeleitet werden. Besehen wir aber die Form des Genitiv und Dativ im Dual, so sieht man leicht, daß von denselben die Form des Nom. und Acc. sich nicht ableiten läßt; dagegen paßt die Form des

Nom. und Accus. im Dual regelrecht und sehr gut zu der alten Form des gemeinsamen Genitiv und Dativ des Plural. Diese alte Form wird dadurch im Indischen gebildet, daß der Vokal des Stammes einfach nasaliert wird, wie das ja im Hebräischen bei den Stämmen auf i auch gewöhnlich ist, und im Indogermanischen überhaupt häufig beobachtet wird. Darnach ergeben sich im Indischen nach den drei alten Vokalen die alten Mehrheitsformen am, um, im. Da aber diese Endungen den Stammvokal bewahren und auch des Sinnes halber bewahren müssen, so kann bei ihnen der stat. constr. nicht füglich durch Abänderung dieser Vokale, sondern nur durch Unterdrückung des m gebildet werden. So würden sich für stat. constr. ergeben die Endungen a, u, i. — Ganz richtig, denn diese Endungen bilden in der That den Nom. und Acc. im Dual. Nur ist zu bemerken, daß die Endung a dem alten vedischen Dialekte angehört, aber im klassischen Sanskrit durch au ersetzt ist. Dieses au ist augenscheinlich eine Abänderung des am; das m mochte bei der Abänderung leicht in u übergehen und sich halten, weil es mit a sich leicht zu einem Diphthonge verband. Das war bei i und u nicht so der Fall; deshalb wurden diese Vokale einfach erhalten.

b. Der Genitiv des Dual hat die Endung ōs. Das befremdet mit Recht, da sie ja augenscheinlich mit der entsprechenden griechischen Endung *οιν* nichts zu schaffen hat. Das kommt daher, weil die Indier eine dem *οιν* entsprechende Endung, wobei die gemeinsame Endung *ιν* an den Vokal des Stammes gesetzt erscheint, überhaupt nicht gebildet haben, und überhaupt nicht gut bilden konnten. Da sie nun die Endung mit einfachem m — also am, um, im — als Plural verwendet hatten, auch die verlängerte Form des ursprünglichen Genitiv als gewöhnlicher Genitiv schon in Beschlag genommen war, so kamen sie in die Lage, auf den Dual überhaupt zu verzichten, wie andere Indogermanen auch, oder aber sie mußten einen Ausweg suchen. Sie haben am Dual festgehalten und sind auch nicht ratlos geblieben. Es bot sich ihnen in dieser Verlegenheit zur Aushülfe sofort die durch das Semitische bezeugte alte Pluralendung ōt, welche zwar gewöhnlich feminin, doch auch maskulin gebraucht wurde. Dieses hebr. ōt konnten sie unbedenklich ōs sprechen und so gewannen sie neben dem Genitiv Plural navam einen regelrechten Genitiv Dual navōs, der hier als stat. abs. anzusehen ist. Es muß hier sofort augenfällig einleuchten, daß alle diese Dualformen im Grunde nur gewöhnliche Pluralformen sind, denen erst der Sprachgebrauch den besonderen Wert des Dual geben mußte. Doch darüber

später. — Es versteht sich von selbst, daß bei den vokalischen Stämmen das os den Vokal festhalten mußte, der jedoch bei i und u in jod und waw übergeht.

c. Auch der Dativ erfordert hier Erklärung. Denn wenn die Griechen im Genitiv und Dativ des Dual sich mit einer Form begnügten, so haben doch die Indier hier zwei verschiedene Formen geschaffen. Und es scheint, daß sie diese Bildung mit ängstlicher Rücksicht auf den Plural vollzogen. Denn im Plural hatten sie neben der maskulinen Form des alten Genitiv durch Doppelbildung den neuen Dativ mit der femininen Endung yas (= ot oder at) gebildet. Umgekehrt schufen sie nun im Dual neben der einfachen femininen Form des Genitiv einen neuen Dativ durch Doppelbildung in maskuliner Form. So ergab sich neben dem Plural kavim (alt) und kavibhyas der Dual kavyōs und kavibhyam. Oder matrabhyas = lat. matribus und matrabhyam = *μητέροιν*.

Wir schließen die indische Deklination mit dieser Bemerkung: Unter den Japhetiten haben bloß die Indier und Griechen einen klaren Dual im Nomen erhalten. Wir haben gefunden, daß die indische Deklination ebenfalls aus ursprachlichem, durch das Semitische bezeugtem Stoffe geschaffen ist. Dabei ist aber das Verhältnis des Sanskrit zum Semitischen so arg verdeckt und verdunkelt, daß man ohne Hülfe des Griechischen kaum eine Vergleichung wagen könnte. Ja selbst der indische und griechische Dual erscheint in so auffällig verschiedenen Formen, daß man vor einer Vergleichung beider zurückschrecken müßte, wenn nicht anderweitig die nahe Verwandtschaft dieser Sprachen feststände. Der indogermanische Singular und Plural ist aber zur unmittelbaren Vergleichung mit dem Semitischen noch weniger günstig. Um so mehr müssen wir deshalb froh sein, und es als eine günstige Schickung dankbar anerkennen, daß doch wenigstens der griechische Dual eine so unverkennbare und klare Übereinstimmung mit dem Semitischen bewahrt hat und so weit geeignet ist, als Schlüssel zu dienen.

Die germanische Deklination.

Die germanische Grammatik hat seit Grimm in Deutschland eine patriotisch-schneidige Behandlung erfahren. Man zergliedert das Wort gründlich in Stamm, Thema, Bindevokal, Kasuszeichen. Es ist dann keine geringe Kunst, aus diesen zerlegten Teilen wieder richtig einen heilen Kasus zu machen. Ich gestehe, daß ich an dieser anatomischen Behandlung

keinen Spaß finde, auch von dem besonderen Nutzen derselben mich nicht recht überzeugen kann. Das Beste an dieser Zergliederung ist, daß die drei alten Vokale a, u, i dadurch zur klaren Geltung gebracht sind. Daher die drei starken Deklinationen der Stämme auf a, i, u, und die schwache mit n und die der konsonantischen Stämme. Das ist ja so ungefähr das Schema der klassischen Sprachen. Indem wir nun zur Betrachtung der germanischen Deklination übergehen, berücksichtigen wir nur im allgemeinen das Eigentümliche und das Abweichende.

1. Singular. Der Dativ und Genitiv entsprechen dem alten stat. abs. Daher zeigen diese Kasus die vollen Formen und zwar nicht als angesetzte Kasusendung, sondern als ursprüngliche Nominalendung. Der gotische Dativ weiset also in dem a in fiskä die ursprüngliche Form des Wortes auf; ist also gleich dem Genitiv der dorischen Endung ā der 1. Deklination oder dem lateinischen Ablativ ā. Dieses maskuline a, welches im Gotischen vorwiegt, ist in der alten Sprache als gleichgültige Endung von u nicht oder doch kaum verschieden, und so durch u fast gleich i. — Daher zeigen auch die anderen Dialekte andere Vokale statt a, wenigstens häufig. Das a hat sich im Dativ auch im Althochdeutschen erhalten, auch Altsächsisch, wo jedoch schon e dafür eintrat, wie das Nordische sogar im Dativ i statt a zeigt.

Der Genitiv, ursprünglich eins mit Dativ, ist eine gleichwertige Abänderung des Dativ fiska, als fiskis, doch altsächsisch fiskas oder fiskes mit e, wie im Althochdeutschen. Das a des Dativ ist also in der Abänderung sibiliert, d. h. der in dem a liegende Spirant ist hier als s gesprochen, wobei dann der Vokal auch leicht die Abänderung mitmachte, als gotisch i statt a, noch leichter in e, wie im althochdeutschen und altsächsischen fiskas — oder nordisch mit gänzlichem Ausfall des a — fisks.

Der Nominativ und Accusativ als stat. constr. stellen also eine Verkürzung des Genitiv und Dativ vor. Da aber die Goten das a nur kurz gebrauchen, so konnte hier der Unterschied zwischen Dativ und Nominativ nicht durch Kürzung des schon kurzen a geschehen, was im Griechischen noch vorkam und im Lateinischen. Deshalb hätten die Goten im Genitiv noch ein u zusetzen können, wie es die Griechen thaten. Aber das haben die Goten nicht nachgemacht. Deshalb blieb für dieselben nichts übrig, als daß sie die notwendige Unterscheidung durch Unterdrückung des a im Nominativ und Accusativ bewirkten. Das haben denn nicht bloß die Goten, sondern alle Germanen gethan. Daher altsächsisch Nominativ fisk — Accusativ fisk, gegen fiskas und fiska des Genitiv

und Dativ. Nur muß man bemerken, daß die Goten im Nominativ noch ein s haben, fisks, was man gewöhnlich Kasuszeichen des Nominativ nennt, und bei den Südjaphetiten, wie wir gesehen, sehr häufig ist, besonders bei den Indiern. Dieses gotische s in fisks hat aber unfehlbar denselben Ursprung wie das s des Genitiv, ist mit ihm dasselbe; ist aus dem Genitiv in den Nominativ übergeschlüpft. Ist doch die nordische Form des Genitiv fisks = gotisch Nominativ fisks. Die anderen Dialekte haben dieses s nicht, doch ist es im nordischen durch r vertreten, also fiskr. Bei dem Accusativ fisk ist noch zu merken, daß er also das alte a, welches aus der Ursprache ins Griechische überging und auch im Indischen und Lateinischen mit Nasal als am und em erscheint, nicht mitbekommen hat. Und das gilt von allen Germanen, welche auch den Nasal nicht anwenden, wo es auch möglich ist.

Was wir hier von den Stämmen mit a gesagt haben, gilt auch bei den Stämmen mit i und u. Doch muß man bei den sog. u-Stämmen ein aú = griechisch *o* als ursprünglichen Laut der Nominalendung annehmen. Daher heißt der Genitiv und Dativ sunaús(os) und sunaú (= o). Dazu stellt sich dann der Nominativ sunus und Accusativ sunu als stat. constr. Auch hier hat das beibehaltene u des Accusativ keinen Nasal, wird auch wohl nie einen gehabt haben.

Das Altsächsische hat bei den u-Stämmen den Dativ noch mit langer Silbe = sunju von dem kurzen Nominativ sunu unterschieden, doch den Genitiv schon zu sunes abgeschwächt. Das Altsächsische braucht o oder u schon für alle Kasus durcheinander ohne feste Unterscheidung und ging schon zu der Abschwächung: Genitiv sunjes und Dativ sunje oder sune über. Das Friesische hat Genitiv und Dativ suna und Nominativ und Accusativ sunu. Das Nordische dekliniert: sonr — sonar, soni — son. Und das ist auch recht.

Zu den Stämmen mit a stellt man auch die Feminina mit a, entsprechend dem griechischen und lateinischen Feminin a. Da das a hier einen besonderen Wert hat, so mußte es erhalten bleiben. Daher erscheint es im Nominativ und Accusativ als kurzes a, dagegen im Genitiv und Dativ als langes, wofür zur Bezeichnung ō dient. So wird also althochd. und auch altsächs. ganz regelrecht dekliniert: gebă — gebō — gebō — gebă. Doch ist hier zu merken, daß die Goten im Feminin auch im Genitiv ein s entwickelten, wie im Indischen und Griechischen, weshalb man auch annehmen darf, daß das gotische Fem. ōs denselben Ursprung hat, wie das griechische *ᾱς* = hebräisch āt. Das

Gotische hat hier im Dativ ai zur Darstellung des langen a statt des langen ō in ōs des Genitiv. Dieses ai kommt der entsprechenden griechischen und lateinischen Endung ᾳ und ae sehr nahe; doch haben wir im Griechischen und Lateinischen die Endung durch einen Zusatz erklären zu müssen geglaubt, woran aber im Gotischen nicht zu denken ist.

Schließlich müssen wir auch hier beim Singular noch die Deklination der konsonantischen Stämme erwähnen.

Da die indogermanische Deklination und ihre Abänderung der Kasus auf der Unterscheidung des stat. abs. und constr. der alten Sprache beruhet, so müssen wir stets auf die alte Sprache zurückgehen, deren Verfahren das Hebräische uns zeigt. Schloß das Wort konsonantisch, so konnte eine Abänderung für den stat. constr. nur durch Verkürzung und Änderung der inneren Vokale erfolgen. Erlaubte aber der Vokal seiner Natur nach keine Abänderung, so konnte der stat. constr. überhaupt vom stat. abs. nicht durch die Form unterschieden werden. Nun haben aber die Indogermanen eine Abänderung der inneren Stammvokale zu dem fraglichen Zwecke überhaupt nicht verwendet. Das war eine Verlegenheit bei der Durchführung der Kasusbildung. Wir haben gefunden, daß nun die Griechen und ähnlich Indier und Lateiner diese Schwierigkeit dadurch hoben, daß sie im Genitiv und Dativ das alte gleichwertige u in ihrer eigenen Aussprache zusetzten, um so eine volle Form des stat. abs. zu gewinnen. Diese Weise haben aber die Germanen auch nicht nachgeahmt. Daraus folgt, daß die konsonantischen Stämme im Germanischen sich als indeklinabel herausstellen, oder auf der semitischen Stufe standen. Im Grunde ist es dann dabei auch geblieben; deshalb erscheint hier der Dativ durchweg ohne Vokal, sowohl im Gotischen, wie in den andern Dialekten. Es versteht sich aber von selbst, daß die Analogie gerne erbötig war, dieser Not abzuhelfen. Und das hat sich namentlich der Genitiv gefallen lassen. Denn derselbe hat wenigstens das übliche s des Genitiv angenommen, namentlich im Gotischen; und diesem s gesellte sich auch wohl ein Vokal, z. B. bei der Form der Particip. auf nd — nasjandis — oder e im althochd. und altsächs. friuntes = Freundes. Ja die Goten gingen so weit, daß sie auch dieses s in den Nominativ hinüberzogen, also nasjands. So konnten also die Wörter: Vater, Bruder 2c. zunächst im Genitiv ein s annehmen, was jedoch das Althochdeutsche und Altsächsische zwar konnte, aber doch auch häufig unbenutzt ließ. Dann war das Wort indeklinabel. Doch wurden allerlei Künste versucht, etwas Kasus hineinzubringen. So

bildete man althochd. auch wohl den Accusativ mit an, eine germanische Seltenheit, da der Nasal sonst auf Artikel, Pronomen und persönliche Nomina sich beschränkt. Im Gotischen steht zu Nom. und Acc.: brothar der Gen. brothrs und Dat. brotr. Das ist ja ganz gegen die Regel, daß Gen. und Dat. die verkürzte Form haben. Aber man wird dabei annehmen müssen, daß in der That hier die verkürzte Form die ursprüngliche ist und daß der Nominativ zur Unterscheidung sich einen Vokal angemaßt hat. Ähnlich ist es aber auch mit pater und patris, patri, wenn man bedenkt, daß der Genitiv und Dativ in der That einen Zusatz hat.

Endlich die schwache Deklination, welche durch Annahme eines n zum Stamme entsteht, schließt sich an die konsonantischen Stämme. Sie hat im Dativ keinen Vokal, und im Genitiv ein einfach s im Gotischen, welches jedoch althochdeutsch nicht erscheint. Dabei ist jedoch eine kleine Änderung gefunden, indem man das n im Nominativ unterdrückte und a oder o als Endung gewann, wie hana — hanins in got. = althochd. hano — hanin. Oder man setzte gotisch a zu, z. B. manna — Gen. aber mans = althochd. man und Gen. auch man = Mannes. Die Germanen mieden auch in dieser Verlegenheit jeden Zusatz. Die Lateiner hatten denselben Fall in homo, also Genitiv homin, doch mit Zusatz is, also hominis. In unserer jetzigen Sprache ist also der Unterschied wenigstens zum Teil durch die Analogie ausgeglichen. Wir deklinieren Freund und Mann gerade so wie wie Fisch und Sohn, obgleich die Endungen doch verschiedenen Ursprung haben.

2. Der Plural.

Indem wir zuerst die Grundform der pluralen Kasus suchen, d. h. den stat. abs., so zeigt sich sofort, daß dies im Germanischen der Dativ ist. Doch diese auffallende Erscheinung teilen die Germanen mit den Slaven und Kelten. Dagegen fanden wir die gewöhnliche Form des stat. abs. bei den Südjaphetiten als Genitiv. Aber auch da haben wir annehmen müssen, daß der ursprüngliche stat. abs. auch der Dativ geblieben sei, der jedoch durch Doppelbildung unterdrückt wurde. Die Germanen aber haben den ursprünglichen einfachen Dativ erhalten.

a. Dieser einfache Dativ zeigt nun sofort namentlich im Gotischen die weitere Eigentümlichkeit, daß diese Form des stat. abs. durch einfachen Nasal gebildet, d. h. das m ist bei den vokalischen Stämmen an den Vokal des Stammes a, i, u angesetzt, so daß sich sofort drei verschiedene Endungen am, im, um ergeben. Dieses Verfahren ist wohl

ursprünglich allgemein gewesen, denn es zeigt sich ja auch zum Teil im Semitischen und bei den Südjaphetiten, wo es aber durch die Doppelbildung wieder verdeckt ist. Auch die konsonantischen Stämme zeigen verschiedene Endungen nach den alten Vokalen und insoweit das der Fall ist, muß man annehmen, daß dieser Vokal auch ursprünglich dem betreffenden Nomen zukam. Das Althochdeutsche hat die Endung am durch um ersetzt, im behalten, ebenso auch um, welches jedoch schon durch im ersetzt wird. Die übrigen germanischen Dialekte haben die generalisierte Endung um (auch schon teils un). Natürlich ist in gewissen Notfällen eine Ausnahme gemacht. So hat im Altnordischen das Wort ta = Zehe im Dativ tam, weil der Vokal des Sinnes wegen erhalten werden mußte. Daß diese verschiedene Endungen am, im, um schließlich zusammenfließen konnten, hatte seinen Grund wesentlich darin, daß diese Vokale ursprünglich gleichen Wert hatten, wie das Semitische beweiset. Wenn der Gote fiskam, der Schwabe fiskum sagte, so darf man annehmen, daß die einen a und die anderen u als ursprüngliche Nominalendung angesetzt haben. Ähnlich wie im Semitischen aba und abu nebeneinander vorkommt. Das weitere besorgte der Sprachgebrauch.

b. Der Nominativ ist zu betrachten als stat. constr., d. h. hier als Abänderung des Dativ. So ergeben sich im Gotischen aus am, um, im die Endungen des Nominativ os, eis, jus, d. h. das m ist unterdrückt und der Vokal ist lang gebraucht, weil nach dem Semitischen auch die Endungen am, im, um ursprünglich lang gewesen sein müssen. Dazu ist der lange Vokal mit s gesprochen, wie bei den Südjaphetiten, besonders den Indiern. Man kann hier annehmen, daß m durch u zu s geworden ist. Es ergiebt sich, daß die Goten die Sibilierung, wie im Indischen, auch auf diejenigen Wörter ausgedehnt haben, die im Griechischen und Lateinischen nach der 1. und 2. Deklination gehen, wo kein s erscheint. Nur das Neutrum sibiliert nicht und hat stets a, wie im Griechischen. Die konsonantischen Wörter haben einfach s nach Analogie angenommen. Im schroffen Gegensatze zu dem Gotischen hat das Althochdeutsche gar kein s im Nominativ, sondern es zeigt den einfachen Vokal des Dativ, also statt am, im, um (oder im) die Endungen a und i. Also ist a erhalten, obgleich der Dativ um hatte. Weil nun aber der Nominativ einfach a hatte, deshalb konnte das Neutrum nicht füglich a behalten. Deshalb erscheint das Neutrum hier ohne alle Endung oder aber es bildet eine ganz neue Endung ir. Also Wort im Plural auch wort, aber Kalb hat Plur. kelbir = Kälb**er**. Jetzt sagen wir

Wort im Plur. Worte oder Wörter. Dieses ir ist aus dem Dativ zu erklären, denn wortum kann stat. constr. wortī bilden, dann sibiliert werden, aber statt s ein r nach nordischer Weise eintreten. Merkwürdig ist, daß dieses ir nun als stammhaft behandelt wird, so daß jetzt im Dativ um angesetzt wird, also kelbir-um = Kälbern, als wenn es schwache Deklination wäre; so neben Worten auch Wörtern. Im Altsächsischen und Angels. hat der Dativ auch allgemein um, aber doch hat sich im Nom. das a und zwar sibiliert als as (os) erhalten, dagegen aus um (= im und um) wird im Nom. einfach i, wie im Althochdeutschen das gotische s. Auch das Fem. a hat hier Plural ā, aber kein s mehr. Das Neutrum hat sich hier dem Dativ auch darin gefügt, daß es u hat; aber meist ohne alle Endung erscheint.

Das Altnordische hat trotz des gemeinsamen um im Dativ doch die alten Vokale a und i sibiliert mit r erhalten, also ar und ir, auch bei Femininis. Das auch hier geltende u des Neutrum wird unterdrückt.

Die konsonantischen Stämme haben im Althochd. im Nom. kein s und sind so dem Singular gleich. Ebenso meist bei den anderen.

c. Der Accusativ ist im Germanischen überhaupt, wie es der Ursprung fordert, dem Nominativ gleich, doch lassen die Altnordischen ihr r des Nom. im Acc. bei den Maskulinis aus, auch wohl bei Femininis. Aber eine Ausnahme bietet das Gotische, auf welche wir näher eingehen müssen. Im Gotischen haben die gewöhnlichen Nomina männlichen und weiblichen Geschlechtes — nicht die mit a gebildeten Feminina! — im Acc. die Endung ns, also mit dem Stammvokale ans, ins, uns. Eine solche Endung kennt das Griechische und auch das Lateinische nicht, wohl aber hat das Indische die gleiche Endung als ans, ins, uns im alten vedischen Dialekte, im gewöhnlichen Sanskrit ohne s, also an, in, un. Obgleich diese gleichen Endungen im Gotischen und Indischen nicht gerade gleiche Verwendung haben, da sie im Indischen auf Maskulina (vokalische) beschränkt sind, so ist doch die Vermutung für gleichen Ursprung nicht abzuweisen, wiewohl man das Indische verschieden erklärt. Doch das Gotische scheint keine andere Erklärung zuzulassen, als daß man die fraglichen Endungen als Formen schwacher Deklination annimmt. Die schwache Deklination ist im Gotischen gebräuchlich und stimmt deren Accusativ mit unseren Endungen. Dagegen ist gewiß nichts zu erinnern. Die Frage bleibt nur noch, wie es zuging, daß eine vereinzelte Form der schwachen Deklination sich in die starke Deklination einschieben konnte. Es ist Thatsache, daß auch in dem alten Germanischen die schwache

Deklination bestand und zwar nicht bloß bei einzelnen Wörtern, sondern auch in der Weise, daß ein und dasselbe Wort stark und schwach zugleich dekliniert werden konnte. Da bot sich also den Gründern der Deklination eine Auswahl, wenn sie in Verlegenheit kamen, eine besondere Kasusendung schaffen zu müssen. Ein solcher Fall lag vor, sobald sie das Bedürfnis empfanden, den Nominativ und Accusativ durch bestimmte Endung zu unterscheiden. Man wählte für den Accusativ die schwache Form und der empfundene Übelstand war gehoben. Wenn ich hier von Wahl gesprochen habe, so will ich das doch nicht im strengen Sinne verstehen, da ja sicher anzunehmen ist, daß sich auch diese Bildung ohne grammatische Erwägungen im Gebrauche der Sprache unbewußt vollzog.

d. Der Genitiv ist eine spätere Bildung. Denn ursprünglich bestand für Genitiv und Dativ, weil sie dieselbe Konstruktion hatten, auch nur eine Form, die des stat. abs., wie im griechischen Dual. Dann aber erfolgte eine Schichtung dieser Kasus. Dabei blieb die alte gemeinsame Form im Besitze des Dativ. Deshalb mußte für den Genitiv eine neue Form eingeführt werden. Bei Griechen und Lateinern geschah die Bildung des neuen Genitiv wesentlich durch Umlautung der alten Form, weil sie die alten Pluralendungen schon zu einer einheitlichen Form generalisiert hatten, nämlich zu im oder in, wie im Semitischen. Die Indier, welche ihre drei Vokale a, i, u noch in der alten Endung erhalten hatten, konnten diese Formen nicht füglich bloß durch Umlaut in den Genitiv verwandeln. Deshalb bildeten sie eine verlängerte Form für Genitiv mit n, welches wohl schwache Deklination andeutet. Dazu bekam dann bei allen Südjaphetiten der Dativ durch Doppelbildung eine neue Gestalt. Die Germanen kamen in dieselbe Lage, einen neuen Genitiv schaffen zu müssen, haben es aber nicht in derselben Weise gemacht, sondern durchaus selbständig und eigentümlich. Eine bloße Umlautung paßte den Germanen ebenso wenig, wie den Indiern, da sie in der gemeinsamen Form die Endungen am, im, um hatten. Darauf haben sie denn auch ganz verzichtet. Deshalb konnten sie auch die alte Form einfach und unverändert für den Dativ behalten. Der neue Genitiv der Germanen erscheint in auffallender Form. Während der neue Genitiv der Südjaphetiten, noch entsprechend dem Gesetze der Kasusbildung, in der Form des stat. abs. erscheint, stellt sich dagegen der germanische Genitiv in der Form des stat. constr. dar, freilich auch in Übereinstimmung mit Slaven und Kelten. So bildeten die Goten zu fiskam fiskē, zu balgim — balgē, zu sunum (sunjum) sunivē (aus sunje).

Dagegen bildeten die alten Schwaben den Genitiv mit o, weil sie wesentlich von der Endung um ausgingen; fiskum — fisko, und so überall mit o, dagegen altsächsisch mit o oder a, doch friesisch stets mit a, auch so nordisch, obgleich sie alle im Dativ um haben.

Die konsonantischen Stämme schließen sich auch im Genitiv der starken Deklination der vokalischen Stämme an.

Die gleiche Endung hat auch die schwache Deklination, indem aus dem m des Dativ für Nominativ und Accusativ n wurde, z. B. tohterum im Nominativ tohterun. Diese Abänderung des m zu n ist also eine Art stat. constr.

Bei dem Feminin auf a greift bald die schwache Deklination ein. Gotisch wird giba auch im Plural noch stark dekliniert, indem neben Dativ gibom der Genitiv gibō steht, da der Nominativ gibōs hat. Aber im Althochdeutschen, wo aus Dativ gebom der Nominativ gebō gebildet war, konnte nicht auch der Genitiv gebō heißen; deshalb wurde der Genitiv nach der schwachen Deklination regelrecht gebono gebildet. Und ähnlich die übrigen Dialekte: Altsächsisch, Angelsächsisch und Friesisch. Doch das Altnordische bildete aus Dativ giöfum nach gotischer Weise einen starken Genitiv giafa, weil es im Nominativ giafar gebildet hatte.

e. Unsere jetzige Deklination hat den Unterschied der alten vokalischen Endungen am, im, um gänzlich verloren; alles ist zu en abgeschwächt. Dem entsprechend haben auch die daraus entstandenen Endungen des Nominativ und Accusativ, ebenso der neue Genitiv — im Plural — sich mit e begnügen müssen. Dieselbe Abschwächung hat den Singular betroffen. Doch bilden diese ursprünglichen Formen den Grund unserer starken Deklination. Wir deklinieren also: Fischen = gotisch fiskam, und ebenso Söhnen = gotisch sunum. Daher Fisch, Fisches, Fische, Fisch. Plural: Fische, Fische, Fischen, Fische. Hier ist der Nom. und Accusativ Plural ganz richtig als status constructus zu dem status absolutus Fischen gebildet. Doch ist auch der künstliche Unterschied zwischen dem neuen Genitiv und Nominativ weggefallen, was freilich um so unbedenklicher geschehen konnte, da sowohl Genitiv als Nominativ eigentlich als status constructus im Grunde gleich waren. Im Singular hat sich der Dativ und Genitiv mit dem Vokale erhalten und der Genitiv hat auch sein s bewahrt. Da ist also die alte Unterscheidung wesentlich erhalten. Der Plural der starken Deklination hat somit das reiche Farbenspiel der alten Vokale verwischt und ist mit seinen beiden Formen: Fischen und Fische auf die ursprüngliche Stufe der semitisch-ursprachlichen

beiden Formen des status absolutus und constructus dagin und dage zurückgetreten. Da aber auch hebräisch in alten Formen der status absolutus mit en statt in oder im vorkommt, so zweifle ich nicht, daß man auch vor Babel schon „Fischen" und „Fische" hören konnte. Und sonach ist dieses leichte und flüssige n in Fisch**en** ein schwerwiegendes Zeugnis der Übereinstimmung unserer Deklination mit den Formen der Ursprache vor Babel.

Die konsonantischen Wörter, welche im Alten wegen Abgang eines Endvokales eigentlich nichts machen konnten, höchstens daß sie im Singular nach Analogie ein s des Genitiv gewannen, waren im Plural besser gestellt, indem ihnen im Dativ eine volle Endung nach Art der vokalischen Wörter gegeben wurde. So konnten sie denn auch einen klaren Genitiv bilden. Den Nominativ und Accusativ bildeten die Goten sogar mit s, was die anderen Dialekte nicht konnten. Daher friund — Plur. Dativ friundum (n), im Genitiv friundo, — doch Nominativ und Accusativ friund — gotisch doch friunds. Diese Verlegenheit wurde mit der Zeit, schon im Alten beginnend, dadurch gehoben, daß diese Wörter zur starken Deklination der vokalischen Wörter übergingen. So deklinieren wir jetzt Freund oder Feind im Singular und Plural schlichtweg nach der starken Deklination, und das ist ja gut. Doch haftet manchen Wörtern noch eine gewisse Ungelenkigkeit an, im Dativ das e anzunehmen, z. B. dem Feind-e. Die größte Schwierigkeit machten die Verwandtschaftswörter Vater — Bruder und ähnliche, was sich ja auch bei den Südjaphetiten, namentlich bei den Indiern zeigte. Daher war ihre Deklination schwankend, unterblieb teils ganz. Daher kann auch jetzt Vater noch im Dativ Singular kein e annehmen. Doch wohl im verkürzten Platten var im Dativ vare. Der Plural wurde gotisch stark dekliniert, ähnlich im Althochdeutschen. Wir helfen uns jetzt mit Umlaut als Väter, oder durch schwache Deklination, z. B. Schwestern. Im Platten sind wir auf das gotische s zurückgekommen: süsters. So könnte man ja dreist vaters sagen, wenn uns die Grammatiker nicht auf den Mund sähen. Die schwache Deklination, in welcher das n herrscht, läßt dasselbe wie im Alten im Nominativ Singular teils fallen, teils auch stehen, wie Haufen. Wird das n abgestoßen, so fällt auch das e mit, so Hahn neben alt hana. Der Genitiv hat gotisch s, ebenso der Nominativ und Accusativ Plural, also hanins, doch althochd. ohne s, also hanin, ebenso altsächsisch. Das s ist jetzt meist gefallen, doch im Genitiv Singular teils erhalten, z. B. Nahmens, doch Plural die Namen oder Haufen (neben Hauf), Genitiv Haufens,

Plur. Haufen. Im Platten erscheint das s im Gen. und Nom. und Acc. Plural, z. B. Hahne, Gen. und Plural hanens. Bisweilen hat dieses s eine unterscheidende Bedeutung. So hat das Junge im Gen. und Plur. Jungen, doch der Junge — als Knabe — hat Jungens. Bei dem neutralen Plur. Jungen wird im Acc. auch wohl das n unterdrückt: Der Hase hat Junge. Wie im Alten, so kommt auch jetzt die schwache Deklination bei allen Geschlechtern vor. Im Platten kann sogar das Neutrum selbst im Plural s annehmen: hertens, neben alt hertona. Bei dem Femininum, wo schon im Alten sich der schwache Genitiv Plural eindrängte, ist die schwache Deklination jetzt am meisten herrschend. Also Gabe — Pl. Gaben. Der Genitiv Plur. aller schwachen Wörter müßte nach dem Alten eigentlich ein e haben, also der Gabene oder der Heldene, aber dasselbe ist verloren. Da auch das alte m im Dativ geschwunden ist, so hat der Plural vier gleiche Formen als status absolutus. Die Anwendung der schwachen Deklination bezweckt in der Regel die Aufhebung eines unbequemen Gleichlautes, z. B. Auge und Augen.

Wenn wir nun unsere Deklination betrachten, so müssen wir freilich gestehen, daß die Farbenpracht der blühenden Jugend verblichen ist, und daß auch leider Verstümmelungen eingetreten sind, aber dabei ist doch im allgemeinen der grammatische Wert genügend gerettet. Die Klagen über Verstümmelung der jetzigen Deklination, oder schon der althochdeutschen u. s. w., sind doch vielfach übertrieben und gar unberechtigt, weil man das Sanskrit einseitig als Maßstab nimmt. Billiger sollen wir staunen, daß auch das Deutsche noch die Grundzüge der alten Sprache in so zarten Formen durch Jahrtausende mit unverwüstlicher Zähigkeit treu bewahrt hat.

Die polnische Deklination.

Daß das Polnische, um auch eine slavische Sprache zu vergleichen, seine Deklination nach dem indogermanischen Gesetze der Kasusbildung gestaltet hat, das zeigt schon ein oberflächlicher Überblick. Denn im Plural ist die nasalierte Form, entsprechend dem semitischen status absolutus, der Dativ, gerade so wie im Germanischen. Doch haben hier die Polen für alle Nomina überhaupt nur eine gemeinsame Endung om, in welcher also alle ursprünglichen Nominalendungen generalisiert sind.

Zu dem Dativ stellt sich der Nominativ regelrecht als status constructus. Der Nom. Plur. hat bei Maskulinis und Femininis die Endung e oder y — und im Neutrum a, gleich dem Semitischen e

oder ej und ai oder aj, ähnlich wie in der 1. und 2. griechischen Deklination. Es fällt gleich auf, daß das Polnische im Nom. Plur. kein s entwickelt hat. Es hat den vokalischen Ausgang durchaus beibehalten, ähnlich wie das Althochdeutsche.

Der Genitiv, der also auch hier bei der Scheidung des Dativ und Genitiv neu gebildet werden mußte, hat die gemeinsame Endung ow, welche als eine Abänderung des dativen om, mithin als eine Art stat. constr. anzusehen ist. Deshalb kann in vielen Fällen für ow auch die Endung des Nominativ e und y als eigentliche Form des status constructus eintreten. Daß hier im Genitiv eine Form des status constructus eintritt, ist allerdings gegen die Regel, da der Genitiv, wie es die Südjaphetiten — Griechen, Indier, Römer — auch beobachtet haben, an sich status absolutus ist. Doch haben wir gefunden, daß die Germanen hier mit den Polen gehen. Zuweilen hat der Genitiv gar keine Endung.

Der Accusativ Plural, der ja ebenfalls status constructus ist, stimmt im allgemeinen regelrecht mit dem Nominativ, und im Altpolnischen immer, doch häufig auch mit dem Genitiv. Obgleich dieses letztere an sich sonderbar scheint, so ist es doch ganz gerechtfertigt, da ja auch der Genitiv hier als status constructus zu fassen ist. Auch im Accusativ hat das Polnische kein s, im Gegensatze zu den Südjaphetiten, mit Einschluß der germanischen Goten und deren nördlichen Verwandten. Auch hierin stimmen die Polen wieder mit dem Althochdeutschen und dem Keltischen.

Die Polen haben aber auch noch einen Instrumentalis und Lokativ. Der erstere mit seiner Endung ami schließt sich augenscheinlich an den Dativ; der letztere hat die seltsame Endung ach (ech — ych beim Adj.). Diese Endung ach erscheint als status constructus, entsprechend der semitischen Endung aj, nur scharf gesprochen.

Der Singular ist, wie überall, so auch im Polnischen, weit verwickelter als der Plural. Am einfachsten ist das Neutrum. Dasselbe hat im Nominativ überhaupt, auch in der charakteristischen Endung des Adjektivum, die Endung e. Der Genitiv hat im Nomen a und dieses ist als die ursprüngliche nominale Grundform anzusehen und mit dem u des Dativ auf gleiche Stufe zu stellen. Der Accusativ ist gleich dem Nominativ. Der Lokativ mit u schließt sich an den Dativ und der Instrumentalis mit dem auffälligen em wird sich mit dem Plural ami berühren.

Das Maskulinum hat im Genitiv a (unter Umständen u, nämlich bei leblosen Dingen). Diese Endung ist auch hier die nominale Grundform. Dazu gesellt sich der Dativ mit owi, als Abänderung vermittelt durch u. Das i in owi wird Zusatz sein, wie im Griechischen. Der Nominativ hat gewöhnlich keine besondere Endung, sondern geht auf Konsonant und stammhaften Doppellaut aus. Derselbe stellt sich also dar als Abkürzung des Genitiv nach Art des status constructus, ähnlich im Germanischen, wo Nominativ fisk neben Genitiv fiskes Dativ fiske steht. Der Accusativ ist im allgemeinen regelrecht dem Nominativ gleich, nur haben die Polen die Eigentümlichkeit, daß sie, wie auch im Plural, hier bei den persönlichen und lebendigen Namen die nachdrücklichere Form des Genitiv auch im Accusativ gebrauchen.

Das Femininum hat im Nominativ a. Das ist ohne Frage dasselbe a, welches im Indogermanischen und Semitischen als Endung des Femininum vorkommt. Da nun dieses a im Genitiv i oder y und im Dativ i, y oder ie, so entspricht diese Bildung ganz der lateinischen: a, as, ae (= ai). Deshalb müssen wir annehmen, daß im Genitiv die Grundform mit a durch Zusatz eines i (= alt u) zu i geworden ist. Also panna, Genitiv panny, aus panna-i (= u = y). Das a ist in der Abschwächung zu e auch noch erhalten, z. B. krolowa = Genitiv krolowey. Deshalb muß man das a des Nominativ nicht als Grundform selbst, sondern als status constructus zu der Grundform des Genitiv ansehen, gerade so wie etwa im Dorischen neben der Grundform des Genitiv mit langem a der Nominativ als status constructus mit kurzem a steht.

Der Accusativ Singular der Feminina schließt sich an die Deklination der Südjaphetiten, indem das a des Nominativ hier nasaliert wird zu eng oder ang, was beim Maskulinum nicht vorkommt.

Das mag genügen, um zu zeigen, daß das Polnische das Gesetz der indogermanischen Kasusbildung beobachtet hat. Die Deklination ist im ganzen einfach und schließt sich besonders durch den Abgang des s im Genitiv Singular und im Nominativ und Accusativ Plural noch näher an die gemeinsame Ursprache, als die Sprachen der südlichen Brüder.

Die keltische Deklination.

Unter den japhetitischen Sprachen hat das Keltische die dürftigste Deklination. Der Mangel wird für den Gebrauch durch den Umlaut und durch den Artikel ersetzt. Schon Bopp fand in der keltischen

Deklination, weil er das Sanskrit als Maßstab anlegte, bei allen Kasus Verstümmelungen, lauter Trümmer. Legen wir aber nach unserer Ansicht einen bescheideneren Maßstab an, dann erscheinen die vermeintlichen Trümmer zwar als einfache und bescheidene, aber doch als untadelige und uranfängliche Bildungen. Daß auch das Gesetz der Kasusbildung nach indogermanischer Weise im Keltischen Geltung hat, beweiset schon ein oberflächlicher Überblick, wenn man nur die Formen versteht. — Also zuerst:

1. Der Plural zeigt die dem alten status absolutus entsprechende Form als Dativ, in Übereinstimmung mit dem Germanischen und Polnischen. Der Dativ erscheint mit der Endung ibh, dem ein Vokal vorhergeht, z. B. atharaibh = patribus oder pitrabhyas. Darum meint Bopp, daß diese Endung verstümmelt sei, indem sie dem lat. patrib oder ind. pītrabh gleich sei und die Endung us oder yas verloren habe.

Wir haben aber annehmen müssen, daß diese Doppelbildungen aus patrim-us und pitram-yas entstanden seien, und daß diese einfache ursprüngliche Form auch im Germanischen und Polnischen wirklich gilt. Darum nehme ich an, daß das Keltische, welches sich überhaupt den Nordjaphetiten zugesellt, auch in der Endung ibh nur eine einfache, aber ursprüngliche Form darstellt und dem semitischen status absolutus auf im gleich gesetzt werden muß. Daß dabei das ursprüngliche m als ein weiches b gesprochen wird, kann bei der sehr nahen Verwandtschaft dieser Buchstaben nicht verschlagen. Denn dieselbe Umänderung zeigt ja auch das Lateinische und Indische. Der Vokal, der dem ibh vorhergeht, meist a, doch auch e, z. B. ire = Land und ireibh = Ländern, gehört nicht zur Endung, sondern ist der ursprüngliche Vokal der nominalen Form.

Der Nominativ mit der Endung a für Mask. und Fem., und e für Fem. ist zu betrachten als status constructus. Diese Endungen entsprechen dem althochdeutschen und polnischen a und e — oder lateinisch ae — auch a des Neutrum. Es ist also nicht notwendig, hier eine Verstümmelung anzunehmen durch Verlust des nominativen s. Dieses s ist vielmehr nie entwickelt worden. Das Keltische a und e steht dem semitischen aj und e näher, als dem indischen as. Ja, es giebt hier auch noch eine Nebenform, worin das semitische aj vollständig erhalten ist, nur in der schärferen Aussprache ach. So heißt Väter athara, aber auch zugleich mit Umlaut aithreach. Ähnliches zeigte auch das Polnische.

Da die Kelten hier a für Maskulin haben, so konnten sie mit a kein Neutrum bilden, wie die anderen Indogermanen; da hätten sie sich helfen können, wie die alten Schwaben. Aber das doch nicht, sie haben überhaupt kein Neutrum geschaffen.

Der Accusativ ist stets dem Nominativ gleich, wie es das Gesetz der Kasusbildung ursprünglich erheischt. Der Genitiv ist auch im Keltischen von dem Dativ unterschieden worden. Die Südjaphetiten thaten dies durch eine Bildung mit der Endung des status absolutus, wie es richtig war. Doch die Nordjaphetiten zeigen eine Endung, die sich als status constructus darstellt, also zunächst abgekürzt. Ja die Polen können häufig alle Endungen weglassen. Und in dieser letzteren Weise machen es auch die Kelten. Daher ist der keltische Genitiv Plur. durchweg ohne Endung, und, was sonderbar ist, er erscheint in der Gestalt des Nominativ Singular, d. h. in der Form, welche nach geschehener Kasusbildung die gewöhnliche Nennform geworden ist. Somit halte ich es auch für richtig, daß der keltische Genitiv Plural in der That ein Singular ist, der in kollektiver Fassung den Plural vertreten kann. So etwas kommt ja in allen Sprachen vor, namentlich auch im Semitischen. So kann ich hebr. sagen: hajam makom dagim oder daga, wo dagim Plur., aber das stellvertretende daga ein Feminin Singular in kollektiver Bedeutung ist. Ebenso deutsch: Das Meer ist der Ort der Fische, oder auch des Fisches. Statt Würmer kann ich sagen Gewürm. So wird auch der keltische Genitiv Plur. ein kollektiver Singular sein. Sollte es aber auch wirklich ein Plural sein, so nehme ich doch nicht an, daß er die indische Pluralendung am verloren habe, ebenso wenig wie im Germanischen und Polnischen. Doch erscheint im einzelnen Falle auch im Genitiv Plural wirkliche Pluralform, z. B. aithreach = Nom. Plur. = Väter, kann auch als Genitiv stehen.

2. Der Singular ist keltisch, womöglich noch einfacher in seinen Endungen. Die volle Nominalform, entsprechend dem stat. abs., erscheint im Genitiv, abgesehen von dem Umlaute, mit dem Vokale a für Maskulinum, und a oder e für Femininum, ähnlich wie im Polnischen, oder sagen wir gleich, wie im Semitischen. Auch der Dativ, wenn er überhaupt eine besondere Endung hat, schließt sich an den Genitiv, wie es billig ist. So steht neben dem Genitiv colama oder colaime = columbae lat. der Dativ colaime, freilich auch ohne Endung und Umlaut, wie im Nominativ cholam = columba.

Der Nominativ und Accusativ, die nach dem Gesetze der Kasusbildung hier stets gleich sind, erscheinen durchweg ohne vokalische Endung, d. h. dem Genitiv gegenüber in abgekürzter Form, entsprechend dem status constructus. Die wenigen Wörter, welche im Nom. Sing. einen Vokal haben, behalten ihn auch unverändert im Genitiv und überhaupt in allen Kasus, mit Ausnahme des Dativ Plur., z. B. irisch: ire = Land hat überhaupt nur ire, doch Dativ ireibh.

Aus dem Gesagten folgt, daß die dürftige keltische Deklination fast ganz noch auf semitischer Stufe, oder besser auf der durch das Semitische bezeugten Stufe der gemeinsamen Ursprache steht. Da nun zudem das Keltische auch ganze Wörter in der alten Gestalt sehr treu bewahrt hat, z. B. semitisch bar = irisch bar = Sohn, oder hebr. dag = irisch dag = Fisch, so können wir leicht semitische und keltische Wörter in sozusagen gleicher Deklination zusammenstellen, wobei nur zu beachten ist, daß die keltischen Formen sich dem indogermanischen Gesetze der Kasusbildung fügen. Also:

	Hebräisch:		Irisch:	
Sing.	dag = M. oder daga = F.	=	dag. = F. N. oder daige = G.	
Plur.	dagim oder dagaim	=	dagaibh	= status absolutus.
	dage	=	daige	= status constructus.

Wir staunen hier billig über die wunderbare Zähigkeit der zarten Formen, zumal wenn wir bedenken, daß diese Völker seit den Tagen der babylonischen Sprachverwirrung doch über vier Jahrtausend von einander geschieden sind.

Zahl der Kasus.

Wenn wir das Griechische als maßgebend annehmen, so giebt es klassisch vier sprachliche Verhältnisse, welche eine besondere Kasusbildung veranlaßt haben. Auf so wenige Verhältnisse ist das bunte und unübersehbare Gewirre der sprachlichen Beziehungen zurückgeführt worden. Wir nennen diese Verhältnisse nach der Kasusbildung das Verhältnis des Nominativ, Genitiv, Dativ und Accusativ. Ähnlich ist es auch im Semitischen und ähnlich muß es auch in der gemeinsamen Ursprache gewesen sein. So muß im Semitischen das Nomen natürlich als Subjekt gebraucht werden — oder auch als Objekt, das giebt das Nominativ- und Accusativ-Verhältnis. Ebenso konnte und mußte das Nomen auch als Bestimmung auftreten, das ist also das Genitiv-Verhältnis. Die ganze Menge der übrigen Verhältnisse wird semitisch stets durch ein besonderes Wort,

d. h. durch Präposition ausgedrückt, das ist das ursprüngliche Dativ-Verhältnis. Da aber diese Semiten keine Kasus haben, noch weniger diese Verhältnisse durch besondere Endungen unterscheiden, so mußten sie das Nomen anderweitig in diesen verschiedenen Verhältnissen kenntlich machen. Das geschah ursprünglich, wie es auch im Hebräischen zuweilen üblich geblieben ist, wohl wesentlich durch Präposition für alle Fälle, selbst Nominativ und Accusativ. Da jedoch das Nomen als Subjekt naturgemäß voran steht, als Objekt dagegen nach dem Verbum kommt, als Bestimmung sich an das bestimmte Wort anschließt, so kam man bald dazu, den grammatischen Wert des Nomens durch diese Stellung im Satze als genügend bestimmt anzusehen. So können auch die Hebräer schon das Nomen in den genannten drei Verhältnissen einfach ohne Präposition gebrauchen. Nur im Dativ-Verhältnisse blieb unerläßlich die Präposition. Ähnlich ist es offenbar auch in der gemeinsamen Ursprache schon gewesen, nur daß ursprünglich das Genitiv- und Dativ-Verhältnis noch enger verbunden sein mußte. Noch im Hebräischen ist beim Genitiv der Bestimmung die Präposition zuweilen zulässig, so daß dann das Genitiv- und Dativ-Verhältnis gleiche Fügung behält. Was aber die völlige Gleichheit dieser beiden Kasusverhältnisse ursprünglich begründete, ist der Umstand, daß die Präposition ursprünglich ein Nomen ist, oder wenigstens nominalen Wert hat. Die Präposition ist stets status constructus und das dabei stehende Nomen ist dazu die Bestimmung, welche regelrecht im status absolutus steht. So muß es in der Ursprache notwendig gewesen sein. Erst als mit der Zeit die als Präpositionen gebrauchten Nomina in ihrer Gestalt verkümmerten und abschlissen, vergaß man auch ihre ursprüngliche Bedeutung. Jetzt galten sie wie adverbiale Bestimmungen, das dabei stehende Nomen galt als das einzige Nomen und konnte somit selbst eine neue Bestimmung annehmen und dadurch in den status constructus geraten.

In der bezeichneten ursprünglichen Gestalt ist das alte Nomen augenscheinlich in das Griechische übergetreten. Daher ergab sich bei der Kasusbildung dieselbe Form des status constructus für Nominativ und Accusativ, und andererseits auch dieselbe Form des status absolutus für Genitiv und Dativ, wie es noch der griechische Dual aufweiset. Hier waren ohne Zweifel Nominativ und Accusativ, aber auch Genitiv und Dativ schon reine Kasus ohne Präposition. Doch scheint im Dativ noch die Präposition geherrscht zu haben. So sagt ja Homer noch ganz semitisch: ἐν ὀφθαλμοῖν ὁρᾶν mit Präposition = mit Augen sehen, wo man

klassisch die Präposition für überflüssig hielt. Denn wie man schon im Semitischen das Abstammungsverhältnis für ein so selbstverständliches und naheliegendes auffaßte, daß die Präposition nicht nötig war, so fanden die Griechen auch in dem präpositionalen Dativ-Verhältnisse so selbstverständliche Beziehungen, daß sie auch hier den einfachen Dativ ohne Präposition für ausreichend hielten. Wenn dieser reine Kasus beim Genitiv zuerst bei der Abstammung, und beim Dativ zuerst bei dem nächsten Verkehre als Geben und Nehmen sich einstellen mochte, woher die Namen Genitiv und Dativ, so lag es doch im Griechischen sehr nahe, diesen Gebrauch der reinen Kasus noch zu erweitern, seitdem durch die Kasusbildung nicht bloß der vereinigte Genitiv und Dativ von den übrigen Kasus geschieden waren, sondern namentlich als auch Genitiv und Dativ durch veränderte Aussprache und zuletzt durch Neubildung von einander unterschieden wurden. Im Anschlusse an die ursprachlichen Verhältnisse bildeten dann die Griechen ihre vier Kasus, abgesehen vom Vokativ. Dabei haben sie es denn auch bewenden lassen. Dabei war freilich der Dativ überladen; die Griechen entlasteten ihn dadurch, daß sie auch den Accusativ, und namentlich den Genitiv in das präpositionale Verhältnis hineinzogen. Die übrigen Japhetiten erreichten diesen Zweck auch durch Bildung neuer Kasus, indem die Lateiner den Ablativ, die Germanen einen Lokativ, die Polen Lokativ und Instrumental, endlich die Indier alle drei neue Kasus zufügten. Diese neuen Kasus sind jedoch nur Abzweigungen des alten Dativ oder Genitiv und fallen deshalb noch vielfach damit zusammen. Sehr verschieden stellt sich nun bei der Kasusbildung in den verschiedenen Sprachen die Entwickelung besonderer Endungen. Während die Kelten etwa vier besondere Formen gewannen, brachten es die Indier bei ihren 24 Kasus vielleicht auf 18 Formen, wogegen die übrigen eine maßvolle Mitte innehielten.

Ursprung der schwachen Deklination.

Dieselbe kommt im Grunde in allen japhetitischen Sprachen vor, ist jedoch meistens durch die Endungen der starken Deklination verdeckt, was aber im Germanischen nicht geschehen ist. Deshalb ist im Germanischen die schwache Deklination bloßgelegt und hat sich im Laufe der Zeit immer mehr ausgebreitet. Dieselbe gründet sich auf das bekannte n, und es fragt sich, wo dasselbe seinen Ursprung haben mag. Gewöhnlich umgeht man diese Frage, indem man sagt, daß die schwache Deklination dadurch entstehe, daß man dem vokalischen Thema ein n zusetze.

Aber es bleibt die Frage: Woher genommen? Denn ein n kann man doch nicht aus dem Ärmel schütten. Ich bin der Meinung, daß dieses nichts anderes ist, als der Nasal des pluralen status absolutus. Es steht also für ursprüngliches n — nach chaldäischer Weise — wie im Griechischen, oder es steht als Abänderung des alten m, wie im Germanischen. Dieses plurale n kam nun ursprünglich und zunächst dadurch in den Singular, daß ein Nomen, welches seiner Form nach ein Plural war, doch wieder als Singular verwendet wurde. Dieses Verfahren kommt ja augenscheinlich sowohl im Semitischen, als auch im Indogermanischen vor. So z. B. semitisch heißt garsen oder in anderer Aussprache cardom Beil, Axt; es ist aber gemeint Doppelbeil oder die zweischneidige Lochaxt der Zimmerleute. Die Ableitung dieses Wortes vom Verb gasa oder gada = hauen — mit eingeschobenem r oder vielmehr durch Auflösung des dagesch durch r — beweiset, daß die Endungen en oder om hier alte Pluralendungen sind zur Bezeichnung des Doppelbeiles. Desungeachtet wurde cardom in der gewöhnlichen Sprache als Singular gebraucht und bildete wieder einen Plural cardumim. Das war ja auch unumgänglich, weil man auch eine Mehrheit des Doppelbeils mußte bezeichnen können. Ähnlich sind im Griechischen die Wörter auf *ών*, wie *ἱππών* nichts anderes als ursprüngliche Pluralia, also gleich dem Gen. Plur. *ἵππων*, indem die ursprüngliche Pluralendung im griechisch *ων* gesprochen wurde. Also heißt *ἱππών* — richtig mit semitischem Accent — die Pferde, daher Pferdestall.

Ein anderer Umstand, der das plurale n häufig in den Singular brachte, ist dieser, daß die alte Pluralendung im oder in, wie das Semitische beweiset, auch abstracta bildete, z. B. naar = Jüngling und neurim = Jugend. Diese Bildung ging auch in das Indogermanische über, aber als Singular. Im Griechischen wurde diese Bildung verdeckt, indem man noch ausdrücklich eine singulare Endung zusetzte, z. B. *δικαιος-ύν-η*. Dagegen in den andern Dialekten wurde das n als schließend beibehalten und bewirkte schwache Deklination, z. B. Namen, nomen und ähnlich im Indischen, Polnischen und Keltischen.

Daß man nun nach dieser Analogie auch andere Wörter, die aus einem anderen Grunde ein n hatten, behandeln konnte, liegt nahe.

Im Germanischen aber greift die schwache Deklination noch weiter, zunächst im Plural. Es konnte sich hier auch in Fällen, wo eine vollständige starke Deklination bestand, doch daneben auch schwache

Deklination zeigen. So konnte man im Althochdeutschen das Wort tohtar stark und auch schwach deklinieren im Plural:

Also: tohtera, tohtero, tohterum, tohtera;
aber auch: tohterun, tohterono, tohterom, tohterun.

Ich sehe hier keinen Weg, dieses n zu erklären, als diesen: Das n ist in der That noch ein Überbleibsel aus alter Zeit und bezeichnet den status absolutus, der in der gemeinsamen Ursprache für alle Kasus Geltung hatte. Freilich hatte im Germanischen der status absolutus ein m, wie der Dativ tohterum zeigt, und deshalb mag man annehmen, daß nach dem Gesetze der Kasusbildung nachträglich das m des Dativ im Nom. und Acc. nach Art des status constructus zu n abgeschwächt ist, wie ja auch der Genitiv und Dativ — offenbar auch erst nachträglich — eine veränderte Endung bekommen hat. Aber bei alledem ist doch der Nasal nicht vollständig beseitiget und so muß denn auch das abgeschwächte n immerhin wenigstens als halber status absolutus betrachtet werden, der keineswegs ganz in den status constructus übergegangen ist. Nach der Grammatik der Ursprache mußte es tohterun(m) heißen, wenn das Wort keine Bestimmung bei sich führte, dagegen mußte tohtera stehen im Falle einer zutretenden Bestimmung. Und so mag das auch im Germanischen noch eine Weile gehalten sein. Daß nun die schwache Deklination im Germanischen so weit verbreitet ist bei allen drei Geschlechtern, rührt wahrscheinlich doch von der Zähigkeit des alten n, welches in einzelnen Wörtern durch den Sprachgebrauch so sehr befestiget war, daß es nicht weichen brauchte. Wenn z. B. im Gotischen hert (Herz) schwach dekliniert wird im Gegensatze zu Griechisch und Lateinisch bei dem entsprechenden Worte, so sehe ich keinen Grund, weshalb nicht hert geradeso wie vaurd — Wort — stark dekliniert werden konnte. Deshalb nehme ich an, daß neben dem Dativ hertam sich ein Nominativ und Accusativ hertan oder herton = Herzen, sich so fest gesetzt hatte, daß er die Form des vollen status constructus = herta nicht aufkommen ließ. Dabei gewann es dann den Schein, als wenn das n zum Stamme gehörte, und somit rückte es jetzt auch sogar in den Singular, und erhielt dann auch im Plural das übliche a, also hertona.

Im Verlaufe der späteren Zeit, wo die Abschwächung der alten starken Endungen mißliche Gleichlaute zu Wege brachte, griff man häufig zur schwachen Deklination, um zunächst wenigstens den Plural von dem Singular durch das n zu unterscheiden. Als aus hirti, welches im Alten stark dekliniert wurde, allmählich Hirte geworden und dazu die

alte starke Endung zu e sich abschwächte, da konnte man nicht regelrecht Plural Hirte bilden, weil es sich von dem Singular Hirte nicht unterschied. Deshalb gab man jetzt dem Plural das n und sagte: Hirten, welches sich dann auch im Singular Geltung verschaffte. Namentlich waren es die alten Feminina auf a, die sich allmählich die schwache Deklination gefallen lassen mußten. Als man noch got. giba — Plur. gibos, althochd. gebā und Plural gebō, oder altsächsisch gebā — Plur. gebā unterschied, konnte keine schwache Deklination aufkommen. Als aber erst der Vokal des Singular und Plural zu e abgeschwächt war, ergab der Singular Gabe regelrecht den Plural Gabe. Das war unerträglich. Deshalb nahm der Plural das n an — Gaben — und fügte sich der schwachen Deklination, wenigstens im Plural. Und so gehen ja jetzt die meisten Feminina. Ebenso ging es auch bei dem Neutrum Auge — Plural Augen. Daß schließlich zur Verbreitung der schwachen Deklination auch noch die Analogie und Willkür mitwirkten, ist leicht begreiflich.

Wir haben gesehen, daß die schwache Deklination, als im Gotischen und Althochdeutschen schon verbreitet, sicher alt ist, ja nach unserer Meinung ist sie sogar älter, als die starke, da sie ohne Zweifel über diese Kasusbildung hinaus bis in die Ursprache reichen muß. Wenn man also die schwache Deklination wohl als die neue bezeichnet, im Gegensatze der starken als alten, so ist diese Benennung durch den Ursprung nicht gerechtfertigt, kann jedoch wegen der nachträglichen weiten Verbreitung einigermaßen hingehen.

Die schwache Deklination der germanischen Adjektive.

Die alte Sprache hatte, wie wir aus dem Semitischen schließen, namentlich für die allgemeinen Eigenschaften eine beschränkte Anzahl Adjektive, die fast sämtlich als ursprüngliche Partizipia erscheinen. Adjektiva, vom Nomen abgeleitet, waren selten und nahmen entweder die Form der Partizipia an, oder wurden mit einer Endung, z. B. on gebildet, doch selten. In den meisten Fällen mußte die Eigenschaft durch ein zugefügtes Nomen ausgedrückt werden, welches ja nach Umständen im Singular oder Plural stehen konnte, z. B. keli keseph — Gefäß Silber (s), oder lechem chitim = Brot Weizen, d. h. von Weizenkörnern.

Dasselbe Verfahren ging aus der alten Sprache auch offenbar in das Japhetitische über. So hatten die Griechen eine Anzahl alter

Adjektiva, z. B. *κάθαρος, σόφος*, zu vergleichen mit Hebräisch kadosch und thob. Ebenso schlossen sie sich in der 2. Weise an die Semiten, als *σκεῦος ἀργυρίου*, oder *ἄρτος σίτιν-ος*, oder *τοῖχος λίθων* = *λίθιν-ος*, wo *σιτιν* oder *λιθιν* als die ursprünglichen Plurale gelten müssen. Die Griechen gaben diesem Plural durch die Endung *ος, η, ον* eine regelmäßige Deklination. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Adjektiva als Vertreter eines Nomens regelrecht nachstehen müssen. In dieser ursprünglich substantivischen Natur des Adjektivum ist es ohne Zweifel begründet, daß die Griechen bei den Adjektiven zweier Endungen für Maskulin und auch für Feminin dieselbe Form brauchen konnten. Dieser Gebrauch tritt sehr grell hervor in *ἄμφω, ἀμφοῖν*, welches in maskuliner Form auch für das Femininum gebräuchlich ist, abweichend vom Lateinischen, d. h. es ist hier in *ἀμφοῖν* die substantivische Form einfach beibehalten. Denn *ἀμφοῖν* ist gleich hebr. appajim statt anpajim, d. h. Nasen-(Löcher), wodurch die natürliche Zusammengehörigkeit bezeichnet wurde. Wenn ich also sage: *ἀμφοῖν χειροῖν* = mit beiden Händen, so bedeutet das noch wörtlich: mit Nasen Händen.

Auf gleiche Weise ohne Zweifel wurden auch die Attribute der alten Sprache als Singulare und Plurale zunächst substantivisch in das Germanische eingeführt und standen dann regelrecht nach, als Vater gut, oder Ring golden. Wurden nun aber diese Attribute in adjektivischer Auffassung mit dem Artikel, der starke Deklination hatte, verbunden, so blieben die Plurale in ihrer schwachen Form und ihnen folgten nach der Analogie auch die Singulare, und so wurde die schwache Deklination bei dem Adjektivum herrschend. Wenn nun aber dem Adjektivum kein Artikel vorausging, so mußte es selbst die starke Form annehmen. Dieses geschah bei den Singularen, indem sie statt der schwachen Form die starke annahmen, und bei den Pluralen, indem sie die starke Endung der schwachen Form noch beifügten, was jedoch mit Willkür namentlich beim Neutrum oft unterblieb, so daß also die einfache Form Geltung behielt, z. B. irden Gefäß. Insoweit aber hier die starke Form gebraucht wurde, mußte statt derselben unter Umständen auch wieder die schwache eintreten nach Analogie der singularen Adjektiva, also die goldenen Becher, wo also die Endung eine doppelte Pluralbildung darstellt. Daß sich bei diesen sonderbaren Wendungen auch Willkür und Unregelmäßigkeiten geltend machten, ist nicht zu verwundern. Wenn wir z. B. jetzt gewöhnlich sagen: Ein neu**es** Haus, so heißt es im Platten noch richtig: ein **nigge** Hus = ein neu(e) Haus.

Wenn wir geäußert haben, daß das n unserer Adjektiva aus einem Plurale mit n herrühre, so können wir noch hinzufügen, daß wir in manchen Fällen noch sozusagen mitten in der Sprachverwirrung stehen, d. h. auf der uranfänglichen Stufe, so daß es oft zweifelhaft erscheint, ob das beigefügte Attribut noch substantivisch oder schon adjektivisch zu fassen ist. Dieser Zweifel muß auftauchen bei dem Ausdrucke: Weizen-Brot. Da wir jetzt der Weizen sagen, so kann der genannte Ausdruck als ein zusammengesetztes Wort gefaßt werden mit dem Tone auf dem ersten Teile, also Wéizenbrot. Es ist jedoch zulässig, beide Wörter dieser Zusammenfügung zu betonen, dann ist offenbar der erste Teil trotz seiner substantivischen Form doch adjektivisch zu verstehen, also wéizen Brót, ebenso im Maskulin: weizen Kuchen. Dieser adjektivische Wert der Form wird häufig, namentlich noch im Platten, durch den Umlaut bezeichnet. So gilt neben Roggenbrot im Platten auch rüggen braud. Ebenso kann ich hölten für alle Geschlechter und Kasus zunächst unverändert gebrauchen, es fügt sich dann aber auch, namentlich im Hochdeutschen als hölzern sowohl dem Geschlechte als auch der doppelten Deklination. Die Formen Weizen, Roggen, welche im Alten ohne n erscheinen, ebenso hölten, gülden, sind als Plurale anzusehen, so daß Weizenbrot oder Brot weiz**en** ganz gleiche Bildungen sind, wie hebräisch lechem **chitim** oder griechisch ἄρτος σίτιν-ος und Brot weizen—es, oder lateinisch panis siligin-ens, — fagus — faginus, Polnisch domp = Eiche, demby = Eichen und dembinny = eichen. Wir dürfen uns also, meine ich, überzeugt halten, daß die schwache Deklination der germanischen Adjektiva von den attributiv verwandten pluralen Substantiven der alten Sprache herrührt, daß dann diese Plurale adjektivische Natur annahmen, einerseits alle übrigen Adjektiva zur schwachen Deklination verleiteten, andererseits selbst nach Umständen auch starker oder schwacher Deklination sich fügten, indem sie an die ursprünglich schon schwache Pluralform nochmals starke oder schwache Endungen anfügten.

Wert der Kasusendungen.

Wenn wir uns mit den Kasusendungen beschäftigen, so stehen wir wesentlich auf indogermanischem Boden. Hier haben denn auch die Gelehrten den Wert der Kasusendungen zu erforschen und zu bestimmen gesucht. Es handelt sich also darum, die Beziehung zwischen Kasusendung und Kasusverhältnis zu ergründen. Leider sind unsere Gelehrten bei

dieser Untersuchung lediglich auf sprachphilosophische Betrachtung angewiesen, da der indogermanistische Standpunkt noch der festen Grundlage entbehrt, weil die in den Hochgebirgen Asiens gesuchte arische Ursprache noch nicht gefunden ist und stets vergeblich gesucht wird. Das Ergebnis kann denn auch nur ein philosophisches sein. Sei es nun, daß man die Kasuszeichen mit einer gewissen geheimnisvollen Naturnotwendigkeit aus den Sprachorganen entsprungen oder aber aus dem Sprachgeiste geboren sein läßt, sei es, daß man sie als das Ergebnis einer alten schaffenden Sprachkenntnis betrachtet, immerhin mag man die hohe Bedeutung der Kasusendungen und ihre lebendige Beziehung zu den Kasusverhältnissen in philosophischen Wendungen tiefsinnig erörtern und erläutern —, aber es bleibt: Das Gerede hat keinen Boden.

Betrachten wir nach unserer Weise nüchtern und sprachhistorisch den Ursprung der Kasusendungen, so finden wir, daß die indogermanischen Kasusendungen nichts anderes sind, als indogermanische Formen des semitischen stat. abs. und stat. constr. Da aber der stat. abs. und constr., abgesehen von einer kleinen durch die Stellung bedingten Abänderung, an sich völlig gleichen Wert haben, so folgt von selbst notwendig, daß alle Kasusendungen im Grunde identisch sind, also von Haus aus auch denselben Wert haben und behalten. Es sind nur zufällige Abänderungen ein und derselben Nominalform, welche den verschiedenen Kasus zugefallen sind. Erst der Sprachgebrauch schuf eine feste Beziehung zwischen den Kasus und Kasuszeichen. Nur insoweit kann von einem verschiedenem Werte der Kasusendungen die Rede sein, je nachdem sie ihrem grammatischen Zwecke oder auch dem ästhetischen Gefühle mehr oder weniger genugthun. In dieser Beziehung muß man ohne Bedenken einräumen, daß die griechische und lateinische, d. h. die klassischen Sprachen, den höchsten Rang einnehmen.

Ursprung der grammatischen Zahlen (Numeri).

Weil die Betrachtung der Numeri noch wesentlich zur weiteren Aufklärung des Nomens überhaupt und insbesondere auch der Kasus beiträgt, so wollen wir noch eine kurze Besprechung derselben beifügen. Wenn wir nun schon bei der Kasusbildung ursprachliche Bestandteile verarbeiteten, so gehen wir bei der Untersuchung der Numeri über das indogermanische Gebiet schon hinaus und stehen vollständig auf dem Boden der alten Ursprache und zwar auf derjenigen Stufe, die dem Japhet und Sem noch gemeinsam war. Denn die Bildung der Numeri ist bei den

Semiten und Japhetiten, namentlich bei Hebräern und Griechen, ganz dieselbe, nur mit dem Unterschiede, daß die Japhetiten die alten gemeinsamen Numeri noch um die Stufe der Kasus erhöht und zur höchsten Blüte damit entwickelt haben.

Der Singular des ursprachlichen Nomens.

Das Indogermanische und Semitische lehrt, daß jedes Nomen, wie es auch in der Natur der Sache liegt, entweder vokalisch oder konsonantisch schließt. Die alten Vokale sind aber, wie die Vergleichung lehrt, a, i, u. Sie erscheinen zunächst als willkürliche Endungen. Die unregelmäßigen Fälle, daß diese Vokale wurzelhaft zum Stamme gehören, brauchen uns nicht zu kümmern, weil sie im Grunde nichts ändern. Weil nun diese alten Vokale als willkürliche Zusätze erscheinen, so haben sie auch zunächst keinen besonderen grammatischen Wert. Sie sind euphonischer Natur und dienen als Stütze des letzten Konsonanten, etwa in der Weise des hebräischen Schwa. So sagt man hebr. ab, chald. aba, assyr. abu, hebr. im status constructus nach Umständen abi, aber alles in ganz gleichem Werte; es konnte der eine oder andere Vokal gesetzt oder ausgelassen werden.

Der älteste dieser Vokale ist ohne Zweifel a, welches im Semitischen und Indogermanischen weit verbreitet ist. An diesem alten gleichgültigen a vollzog sich schon in der Ursprache die Bildung des Femininum at, indem man in dem Notfalle, wo man zu einem Maskulinum ein Femininum schaffen wollte, das a nachdrücklich betonte und so zu at erweiterte. Dann war man nicht mehr genötigt, zur Bezeichnung des Femininum ein besonderes Wort beizufügen. Durch diese Bildung des Femininum gewann dann das ursprüngliche geschlechtslose a die Bedeutung eines Maskulinum durch den Gegensatz zu dem Femininum at. Obgleich nun dieses maskuline a neben dem femininen a oder at sich im Semitischen und Indogermanischen erhalten hat, z. B. in der griechischen und lateinischen 1. Deklination, so ist es doch in einzelnen Dialekten, z. B. im Hebräischen, fast spurlos verschwunden, wohl deshalb, weil man das Feminin zu ah erweichte, und somit kein scharfer Unterschied blieb. Statt des verdrängten a tritt nun aber das u als Endvokal auf, wie es im Assyrischen der Fall ist, entsprechend der 2. griechischen und lateinischen Deklination. Dieses u ist nun zunächst hauptsächlich maskulin — abu — avus. — Doch konnte es auch feminin schließen, zumal wenn sie durch die Ableitung sich als feminine zu erkennen

gaben, z. B. hebr. lebenah (lebenat) = assyr. libittu (libintu) = griech. ἡ πλίνθος — die Flinte (Stein) — Flinse.

Auch dieses u wurde schon in der Ursprache zu einem Fem. ut erweitert und diente zur Bezeichnung der Abstrakta, wie das hebräische ut und das entsprechende griechische und lateinische os und us der 3. Deklination beweiset.

Der dritte Vokal i fand schon in der Ursprache Verwendung zur besonderen Bezeichnung der Abstammung, d. h. zur Bildung der Patronymika, wie es im Hebräischen gewöhnlich und auch im Indogermanischen, namentlich im Griechischen stark verwertet wird in verschiedenartigen Ableitungen.

Es versteht sich nun schon von selbst, daß auch dieses maskuline i ein feminines it erzeugte. Dieses it bezeichnet zuerst das dem maskulinen i entsprechende feminine Patronymikum. Doch bildet es auch Abstrakta = ut, z. B. resch = Kopf und reschit = Anfang. Nach dem Assyrischen vertritt es auch das hebr. at, z. B. rabat = assyr. rabit = groß Fem. Auch wird dieses it namentlich assyrisch auch umgestellt zu ti. Im Griechischen entspricht dem i ein ις, Gen. ιος, und dem it ein ις = Gen. ιδος nach der 3. Deklination. Auch die Umstellung kommt griechisch vor zu hebr. parat = Färse (Rind) = assyr. purti = griech. πόρτις-ιος.

Wörter endlich, die konsonantisch schließen, giebt es im Semitischen, namentlich im Hebräischen, sehr viele; sie können, wenn der Konsonant zum Stamme gehört, Mask. und Fem. sein. Die abgeleiteten konsonantischen Endungen it und ut und at bezeichnen natürlich Feminina. Die Wörter mit it und ut gehen nach der 3. griechischen Deklination, häufig auch at. Die Wörter mit stammhaftem Konsonant gehen ebenfalls nach der griechischen 3. Deklination.

Diese sechs oder sieben charakteristischen Endungen des ursprachlichen Nomens bestimmen die Gestalt des singularen Nomens im Semitischen und Indogermanischen, besonders ist die ganze griechische Deklination nur ein Ausdruck oder Abdruck dieser grundlegenden Endungen, versteht sich zunächst im Singular, der dann aber die ganze weitere Deklination beeinflußt.

Der Ursprung des ursprachlichen Plural.

Wollen wir den Plural der Ursprache ermitteln, so geht das nur durch Vergleichung. Daß der Plural eine dem Singular erst folgende

Bildung ist, versteht sich von selbst. Aber diese Bildung geschah nicht auf dieselbe Weise. Wie die chamitischen Sprachen beweisen, bildete man in roher Weise den Plural dadurch, daß man dem Singular ein ganzes Wort, welches die Mehrheit andeutete, beifügte, etwa chinesisch Mensch, Plur. Mensch — viel. Doch die Semiten wie auch die Indogermanen haben eine edlere und mehr geistige Weise, den Plural zu bilden, und zwar wesentlich durch einen Nasal als m oder n. Dabei muß man die vokalischen und konsonantischen Endungen des einfachen Nomens unterscheiden. Da die Hebräer die alten gleichgültigen Vokale a und u aufgegeben haben, so kommt bei ihnen nur i in Betracht. Da lehrt nun die hebr. Grammatik, daß sie bei den Wörtern auf i den Plural durch einfachen Nasal bildeten, also keli, Plur. kelim, oder Jehudi, Plur. Jehudim = die Juden. Es muß also jemand, der in der Lage war, einen Plural ausdrücken zu müssen, z. B. von Semi = Semit, dies dadurch zu erreichen gesucht haben, daß er das singulare i mit besonderem Nachdrucke hervorhob, betonte und dehnte und zur schärferen Ausprägung mit einem Nasal aussprach, also Semím. Es mag sein, daß dieser Redner anfangs den Sinn dieser Bildung noch durch Gebärden ergänzen mußte. Aber bald wurde das m verstanden, es bewährte sich im Gebrauche. Nun ist es auch wahrscheinlich, daß die Hebräer zur Zeit, wo sie noch das alte u hatten, auch dieses u durch den Nasal zu um, om und auch zu im verwandelten, wie auch die Assyrer aus ilu den Plural ilim bildeten. Auch mögen sie in alter Zeit aus dem mask. a ein am gebildet haben. Jedenfalls aber war die häufigste, die herrschende Endung im. Daher erklärt es sich, daß sie auch den Plural der konsonantischen Stämme mit im bildeten, z. B. ban — banim. Doch ist hier anzunehmen, daß diese Wörter ursprünglich ebenfalls mit einem Vokale, namentlich mit u schlossen, so daß auch hier die Pluralbildung zunächst wohl durch einfache Nasalierung geschah, wie ja denn das hebr. ben assyr. binu heißt. Daß man aber auch nach Analogie die volle Endung im ansetzen konnte, ist nicht zu bezweifeln.

Übertragen wir nun diese hebräische Pluralbildung auf die Ursprache, so müssen wir sagen, daß in der Ursprache der Plural bei vokalischen Stämmen durch einfache Nasalierung geschehen sein wird, also mit den Endungen am, im, um. Bei den konsonantischen Stämmen konnten dieselben Endungen erscheinen, je nachdem welcher Vokal vorausgesetzt wurde. Daß nun aber in der Ursprache die Pluralbildung wirklich auf diese Weise geschehen ist, beweiset die andere Sprachgruppe, die sich daraus

entwickelt hat, nämlich das Indogermanische. Am reinsten ist diese ursprachliche Pluralbildung erhalten im Gotischen, welches den status absolutus des Plural im Dativ aufweiset als am, im, um auch bei den konsonantischen Stämmen. Ähnlich ist es in den andern germanischen Dialekten, nur daß das Althochd. für a schon u aufweiset, welches in den übrigen Dialekten die einzige Form ist, vielleicht weil sie von Anfang an von der nominalen Endung u ausgingen. So haben auch die Polen nur eine generalisierte Endung om. Auf gleiche Weise wie im Gotischen ist auch im Indischen die Pluralbildung ursprünglich geschehen, aber dieselbe ist teils durch das dort herrschende a entfremdet, teils durch nachträgliche Fortbildung oder Doppelbildung verdeckt. Auch das Griechische zeigt, wenn auch nicht so ausschließlich, dasselbe Verfahren in dem dorischen Genitiv *αν* der 1., und in dem *ων* (= *ιν*) der 2. und 3. Deklination. Dem schließt sich das Lateinische an mit der Endung um der 2. und auch häufig mit dem um der 3. Deklination. Diese indogermanischen Pluralbildungen in Verbindung mit der hervorgehobenen hebräischen Weise beweisen, daß die einfache Nasalierung in der Ursprache die herrschende Weise der Pluralbildung gewesen sein muß. Wenn z. B. geber = masculus im Hebr. gabrim, chald. gabrin, dagegen griechisch *καπρων*, lateinisch caprum (zunächst caprin), germ. eberum oder Ebern bildete, so darf man unbedenklich auch den Schluß ziehen, daß in der gemeinsamen Ursprache die entsprechende Form gleichgültig gabrim oder auch kaprin gewesen ist.

Der ursprachliche Dual.

Die besprochene Pluralbildung durch einfache Nasalierung des Stammvokals war jedoch nicht die einzige Weise. So bildeten die Hebräer von Jehudi, wie gesagt, zunächst allerdings Jehudi-m, aber auch Jehudi-j-im, indem sie an den Stammvokal die volle Endung im ansetzten mit Mobilisierung des im i liegenden jod. Ob sie in diesem Falle das im bloß nach der Analogie ansetzten, oder ob sie hier von einer Form mit angehängtem u, also Jehudi-u ausgingen, verschlägt wohl nicht. Dasselbe Verfahren haben nun die Hebräer nicht bei i, sondern auch bei a angewendet und so die Endung ajim gewonnen, die sie dann als Dual gebrauchten. Denn da es in der Natur der Dinge liegt, daß manche Glieder oder Werkzeuge in der Mehrheit gewöhnlich eine Zweiheit darstellen, so fand man es für angemessen, diese Zweiheit auch überhaupt durch die Endung zu bezeichnen, zumal da die genannte doppelte Bildung der Mehrheits-Form das Mittel an die Hand gab. Also ist der Dual

nur ein anderer Plural, wie es ja auch sich von selbst versteht. Etwas anders machten es die Araber, sie bildeten den Plural mit der Endung una (oder ina), dagegen den Dual mit ani (oder ini), wo die Formen sich noch näher stehen.

Hier wollen wir in betreff des Femininum noch bemerken, daß die Hebräer den Plural dadurch bildeten, daß sie das Fem. āt in ōt verwandelten, dagegen bei den Endungen it und ut die Vokale erhielten des Sinnes wegen und ōt an den Vokal setzten, also iōt und uōt. Den Fem.-Dual jedoch bildeten sie, indem sie ajim ansetzten, also āt = atajin.

Wollen wir nun die Dualform der Ursprache bestimmen, so müssen wir die entsprechenden Bildungen des Indogermanischen zu Rate ziehen. Doch hier ist der Vergleich viel beschränkter, da nur Griechen und Indier einen regelmäßigen Dual des Nomens gebildet haben. Sehen wir nun zunächst auf das Griechische, so haben wir ja freilich schon die Übereinstimmung des griechischen und hebräischen Dual nachgewiesen, das war der Kern der ganzen Arbeit. Hier können wir uns aber doch jetzt noch genauer ausdrücken und sagen: Auch die Griechen haben, geradeso wie die Hebräer, den Dual dadurch geschaffen, daß sie an den vorhandenen Endvokal des Stammes die volle Endung *ιν* = hebr. im ansetzten. Daher haben die Griechen in der 1. Deklination, welche stets a hat, ihr *αιν* gebildet und zwar nicht bloß bei dem Maskulinum, sondern nach alter Weise auch bei dem Femininum. Einen Fem.-Dual mit atajim haben sie in der 1. Deklination nicht, weil sie diese Form als *ατοιν* in ihre 3. Deklination schoben. Dagegen haben die Griechen im Plural, wo das *α* des Stammes auch des Sinnes wegen bleiben mußte, die Form *αων*, die dem *αιν* des Dual ursprünglich gleich ist. Deshalb sollen wohl die Äoler den Dual ganz aufgegeben haben.

In der 2. Deklination bildeten die Griechen den Dual mit *οιν*, indem sie *ιν* an das herrschende o ansetzten. Dafür erscheint im Plural einfach *ων* oder ursprünglich *ιν*, wie z. B. das Adj. *ἀνθρώπιν-ος* beweiset. Also einfache Nasalierung des Stammvokals.

Auch die 3. Deklination hat *οιν* bei vokalischen und konsonantischen Stämmen, indem erst o zugesetzt wurde zum Zwecke der Deklination, und dann an diesen angenommenen Stammvokal nochmals *ιν*.

Die Griechen haben also zwei Endungen im Dual nach den alten Vokalen a und u (= o). Dagegen haben die Hebräer nur a, welches noch u mitbegreift; es scheint das auf hohes Alter zu deuten. Einen Dual *ιιν* neben *αιν* und *οιν* haben auch die Griechen nicht, da sie bei

den vokalischen Stämmen der 3. Deklination, also namentlich bei i schon im Plural die volle Endung anzusetzen pflegten, also *πόλι(ς)*, Plural *πολί-ων*, also Dual *πολί-ο-ιν*.

Von den Lateinern können wir sagen, daß ihnen die Mittel zur Dualbildung nicht ganz abgingen, wenn sie die Endungen um und arum (= aum) und um und orum (= oum), auch um und ium ꝛc. hätten verwerten wollen. Aber sie haben darauf verzichtet, ja selbst die ursprünglichen Duale duo und ambo nicht mal ungetrübt bewahrt.

Außer den Griechen haben die Indier einen vollen Dual aufzuweisen, aber in ganz anderer Weise gebildet, wie bei Griechen und Hebräern. Die Indier bildeten die Mehrheit ursprünglich durch einfache Nasalierung und gewannen so die Endungen am, im, um für Plural, die sie aber durch Doppelbildung verdeckt haben. Eine Bildung durch Zusatz der vollen Endung an den Vokal des Stammes nach griechisch-hebräischer Weise haben sie nicht vollzogen. Das ist auch der Grund, warum sie nicht in gleicher Weise den Dual bilden konnten. Sie nahmen also die hebr. Fem.-Pluralendung ôt als os für den Dual im Genitiv als status absolutus, schufen daneben sogar einen Dativ durch Doppelbildung. Da nun der Nominativ und Accusativ die Endung a (oder au), und i und u haben, so kann man diese Formen nicht aus dem Genitiv oder Dativ ableiten, wie der Augenschein lehrt. Sie haben vielmehr den Nominativ und Accusativ Dual von der Form des ursprünglichen alten Genitiv Plural gebildet, also siva oder sivau von sivam. Also sind in der That alle indischen Dualformen richtige Plurale, was man von den griechisch-hebräischen ja auch behaupten muß.

Fragen wir nun schließlich, welche Gestalt der Dual in der Ursprache gehabt haben mag, so müssen wir sagen: Es bestand in der Ursprache eine zweifache Weise, die Mehrheit zu bilden, entweder durch einfache Nasalierung des Stammvokals, oder durch Zusatz der vollen Endung, die jedoch ebenfalls, wenigstens höchst wahrscheinlich auf Grund eines angenommenen neuen Stammvokals gebildet wurde. Die einfache Nasalierung ist am weitesten verbreitet und also sicher alt. Aber auch die andere Weise ist alt, da sie schon im Keltischen vorkommt als Plural. Beide Arten sind also alt und bilden zunächst Plurale. Es überwog jedoch ohne Zweifel die einfache Nasalierung, welches deshalb im allgemeinen der gebräuchliche Plural blieb. Nun machte sich das Bedürfnis des Dual geltend und die Hebräer und Griechen thaten gemeinsam den guten Griff, daß sie die fast überflüssige zweite Pluralform als Dual

verwendeten. Da nun aber die Indier zwar auch das Bedürfnis des Dual empfanden, aber die Bildung der günstigen Form vernachlässigt hatten, so blieb ihnen nichts übrig, als den Dual aus allerlei überschüssigen Pluralformen zusammenzusetzen, zusammenzuflicken. Die übrigen Japhetiten, also namentlich die nördlichen, verzichteten auf den Dual oder verloren selbst ihre ersten Anfänge, wohl darum, weil bei ihrem zu frühen Abzuge noch keine Dualform eigentlich feststand. Also hatte die Ursprache zunächst nur verschiedene Pluralformen, aus denen sich erst mit der Zeit der Dual entwickelte, in schönster Übereinstimmung bei Griechen und Hebräern.

Die Ursprache.

Wir haben gefunden, daß das Semitische mit dem Japhetitischen in der Ausstattung des singularen und pluralen Nomens in den wesentlichen Zügen, abgesehen von dem Fortschritte der Kasusbildung, vollständig übereinstimmt. Deshalb ist es keine Kunst, ursprachliche Sätze zu bilden, wie etwa Javan mit seinen Söhnen Elisa und Tharsis, den Stammvätern der Hellenen und Thraken sprach, beiderseitig sowohl semitisch als griechisch verständlich. Das ist also die gemeinsame Ursprache der Semiten und Japhetiten. Nun drängt sich aber die Frage auf: Ist diese semitisch-japhetitische Ursprache auch die Ursprache überhaupt, d. h. die eine Sprache der patriarchalischen Urzeit, welche die hl. Schrift bezeugt? Da muß zuerst das Chamitische berücksichtigt werden. Die chamitischen Sprachen zeigen die genannten schönen Bildungen des Semitischen, geschweige des Japhetitischen nicht. Sie unterscheiden sich hierin gründlich, obgleich sie zum Teil wenigstens brockenweise an jenen Vorzügen einigen Anteil haben. Es ist also die Frage, ob die Ursprache auf der niedrigen Stufe des Chamitischen, oder auf der besseren Stufe des Semitisch-Japhetitischen stand. Die Entscheidung hängt ab von der Auffassung der Sprachverwirrung zu Babel. Der Zweck der Sprachverwirrung war die Bildung verschiedener Sprachen. War nun die Wirkung derselben diese, daß das Chamitische ungestört auf der alten Stufe stehen blieb, dagegen das Semitische und Japhetitische durch einen frischen Hauch des Geistes zur höchsten Blüte entfaltet wurde; oder aber war die Wirkung vielmehr diese, daß das Semitisch-Japhetitische auf der bisherigen semitischen Stufe sich hielt, dagegen das Chamitische bei maßloser Zersplitterung stark verkümmerte und auf eine niedrige Stufe herabsank? Ich entscheide mich für den letzteren Verlauf und nehme an, daß die Ursprache der

Patriarchen auf hebräisch=semitischer Stufe stand, also die alte Wahrheit der Offenbarung Gottes von der Sprachverwirrung kaum berührt wurde. Das Chamitische erlag der Verwirrung und verfiel dem Irrtum, das Japhetitische wurde höher entwickelt, um besser der Wahrheit zu dienen im Dienste des Evangeliums und der Kirche.

Schluß.

Also Schicht gemacht. Mit den Grundzügen der vorliegenden Abhandlung wird der Leser, denk' ich, einverstanden sein und in betreff der Ausführung freundliche Nachsicht üben.

Zur vollen Aufklärung des Nomens gehört unstreitig noch die Wortbildung und auch die Betrachtung der übrigen meistens nominalen Redeteile. Das würde aber hier zu weit führen; deshalb soll das, so Gott will, gelegentlich folgen.

Wir hätten hier auch noch eine Reihe Folgerungen ausdrücklich ziehen können, aber das soll der Leser selbst schon besorgen. Darum für diesmal — vale!

Inhalt.

Vögl.